

Richard Scherer

**Arbeitsbericht
zur soziologischen Untersuchung
im Rahmen der Aufstellung
einer Lokalen Agenda
in der Gemeinde Borkow**

**im Auftrag des
Rothener Hof e.V.**

Gefördert aus Mitteln des Europäischen Ausrichtungs- und Garantiefonds für die Landwirtschaft
sowie aus Haushaltsmitteln des Umweltministeriums Mecklenburg - Vorpommerns



Borkow, den 29. Oktober 2004

Inhalt

Inhalt	2
Global denken – lokal handeln	4
I. Einleitung	5
II. Arbeitsablauf	8
Erhebung und Darstellung der über die Gemeinde Borkow vorhandenen bzw. zugänglichen Daten.....	8
Interviews	8
Die Vorschläge für die Aufstellung einer Lokalen Agenda	11
III. Vorschläge zur Lokalen Agenda	15
Der Bereich des sozial Notwendigen	15
KiTa Dabel:	15
Sammeltaxi/Bürgerbus zur Überwindung von Immobilität	15
Versorgung	15
Raum für Jugendliche/ Jugendgruppe aus Borkow	16
Tourismus	16
Ferienhäuser und Ferienwohnungen.....	16
Touristische Wege.....	17
Guthaus Woserin und Nebenanlagen	18
Sonstiges	18
Wirtschaftliche Tätigkeit.....	18
Beiträge zum Familieneinkommen	18
Alternative Heiz- / Energiesysteme	19
Borkow im Internet	19
Veranstaltungen / Gemeindeleben	20
IV. Die Illusion der Tabelle – Bevölkerungsentwicklung in Borkow und die Folgen	21
Bevölkerungsaustausch	25
Die Gründe	29
Die Folgen	33
V. Damals und Heute	39
VI. Die Borkower „Klicke“	45
VII. Widersprüchliche Empfindungen	48
Die Positionen im sozialen Raum.....	56
Der soziale Raum	64
VIII. Christoph Schützler : Soziologische Bestandsanalyse der Gemeinde Borkow	66
1. Einordnung	66
Siedlungsstruktur und Ortsbeschreibungen	67
2. Bevölkerung.....	69

2.1 Bevölkerungsentwicklung	69
2.2 Bevölkerungs- und Altersstruktur	72
2.3 Geschlechtsspezifika	74
3. Soziales und Arbeitsmarkt	74
3.1 Ausgangssituation	74
3.2 Infrastruktur – Versorgung und Bildung	78
4. Tourismus	79
4.1 Ausgangssituation	79
4.2 Schutzgebiete	80
4.3 Wander-, Rad – und Reitwege	80
4.4 Beherbergungskapazitäten	81
5. Wirtschaft und Gewerbe	82
5.1 Kunsthandwerk	83
5.2 Entwicklung	83
5.3 Entwicklung in der Landwirtschaft	84
6. Literatur und Quellen	84

Global denken – lokal handeln

Im Jahr 1992 fand in Rio de Janeiro die UNO-Konferenz für Umwelt und Entwicklung statt. Eines ihrer Ergebnisse war die sogenannte „Agenda 21“ – ein Dokument, mit dem der Weg zu einer zukunftsbeständigen Wirtschaftsweise gewiesen werden soll. Seitdem sind 12 Jahre vergangen, die Aufgaben, die in Rio formuliert wurden, sind längst nicht erfüllt.

Der gemeinnützige Verein „Rothener Hof“ hat im Jahr 2001 die Aufstellung der Lokalen Agenda in Borkow initiiert. Damit bekunden die Gemeinde Borkow und der Verein den Willen, sich regional - innerhalb eines weltweiten Prozesses - für eine nachhaltige und zukunftsbeständige Entwicklung einzusetzen. Ökonomische, ökologische und soziale Aspekte müssen und sollen dabei gleichermaßen bedacht werden.

Grundlage für die Entwicklung von Leitlinien in der Gemeinde muss eine Potenzialanalyse sein, eine Untersuchung, welche die Ausgangsbedingungen und Problemlagen reflektiert. Der „Rothener Hof“ hat diese Untersuchung beauftragt und begleitet. Gefördert wurde sie durch den Europäischen Ausrichtungs- und Garantiefonds für die Landwirtschaft sowie das Umweltministerium Mecklenburg – Vorpommerns.

Die Studie ist auf der Grundlage soziologischer Methoden erarbeitet worden. Daneben war es uns aber genauso wichtig, im Arbeitsprozess Gespräche zu befördern, ein Nachdenken über die Situation und unseren Handlungsspielraum anzuregen, mit Respekt und Aufmerksamkeit allen Facetten des lokalen Spektrums zu begegnen.

Die Interviews und Gesprächsrunden, die die Grundlage für die analytische und soziologische Arbeit waren, sind deshalb als „Offene Interviews“ und anonym geführt worden. Sie haben sich in fast allen Fällen zu sehr ausführlichen, sehr persönlichen und intensiven Gesprächen entwickelt.

Es haben sich z.T. ganz neue Einsichten und Ausblicke gezeigt, mögliche zukünftige Akteure haben sich getroffen. Hier ist ein Prozess in Gang gesetzt worden, der nachhaltige Entwicklung tatsächlich möglich machen kann. Der Verein Rothener Hof versteht sich als einer dieser Akteure.

Wir hoffen, dass es in absehbarer Zeit möglich sein wird, die Ergebnisse des vorliegenden Arbeitsberichts in einer attraktiv gestalteten Broschüre allen Bürgerinnen und Bürgern Borkows sowie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Borkow, den 29. Oktober 2004

Regina Rosenfeld
Bürgermeisterin Gemeinde Borkow

Andrea Klein
Vereinsvorsitzende „Rothener Hof“

I. Einleitung

Die Gemeindevertretung Borkow hat im Jahr 2002 die Aufstellung einer Lokalen Agenda beschlossen. Zu ihrer Vorbereitung sollte eine soziologische Untersuchung der Gemeinde gehören. Der folgende Bericht fasst die Ergebnisse dieser Untersuchung zusammen.

Die Gemeinde Borkow liegt im mittleren Mildenitztal zwischen Sternberg und Goldberg. Ihre rund 570 Einwohner verteilen sich auf sechs Teilgemeinden (Borkow, Woserin, Neu-Woserin, Hohenfelde, Rothen und Schlowe). Die Gemeinde hat Teil an den Problemen des ländlichen Raums im Osten Deutschlands, einer Agglomeration von Defiziten, die gewöhnlich mit dem technischen Ausdruck "Strukturschwäche" umschrieben wird: dünne Besiedlung, hohe Arbeitslosigkeit, hohe Pendlerzahlen, Abwanderung. Wesentlicher Wirtschaftszweig ist die Landwirtschaft, dazu zögernde Anfänge im Bereich Tourismus. Versorgung, ÖPNV und Dienstleistung sind nur noch rudimentär vorhanden, Kindergärten und Schulen und andere öffentliche Einrichtungen in den Kleinstädten konzentriert, soziale und kulturelle Treffpunkte nur noch in Ausnahmefällen vorhanden, die kommunalen Verwaltungen aufgrund der schwierigen finanziellen Situation nur in sehr begrenztem Maße handlungsfähig; die regionalen Zentren - im Falle Borkows ist dies Sternberg und in weit geringerem Maße Goldberg und Parchim - selber zu schwach, um Impulse in die Region zu vermitteln. Die strukturellen Probleme und Defizite überlagern und verstärken sich gegenseitig.

Diese mit leichten Varianten für viele ländlichen Gebiete typische Situation ist auch die der Gemeinde Borkow. Sie lässt sich aus den zugänglichen Daten erheben, in denen sich diese Struktur niederschlägt.

Da das Programm der Lokalen Agenda auf selbstbestimmtes, in der Gemeinde oder der Region verankertes, von den Bürgerinnen und Bürgern getragenes und verantwortetes Handeln abzielt, war eine der Hauptfragen der Untersuchung, wie die Menschen diese Situation aufnehmen und konkret verarbeiten. Das heißt: wie interpretieren sie die Situation, welche Wahrnehmungsmuster sind dominant und welche Orientierungsschemata werden daraus entwickelt. Auch wenn die Frage, wie sich objektiv gegebene Strukturen in Wahrnehmungs-, Orientierungs- und Handlungsschemata, übersetzen oder transformieren, theoretisch weitgehend ungelöst ist, lassen sich diese Schemata doch feststellen. Die Schemata sind selber Teil der Struktur eines sozialen Feldes, dh. sie sind nicht bloß "subjektiver" Niederschlag "objektiver" Strukturen, sondern sie bedingen bzw. steuern die Akte der Wahrnehmung, der Orientierung und des Handelns.

Das ist deswegen wichtig, weil die Schemata zu den Bedingungen gehören, mit denen jede Agenda rechnen und auf die sie antworten muss.

Das Aufzeigen der vielfältigen strukturellen Probleme und Brüche in der Situation der Gemeinde dient neben der Analyse auch als Hinweis an die, die in der Gemeinde und für sie aktiv sind. Sie fragen sich häufig, warum ihre Initiativen und Aufrufe so wenig Resonanz finden, als wären sie ins Leere gesprochen, und was sie denn falsch gemacht hätten. Diese Leere kann entmutigend und demotivierend wirken. Indem die Situation möglichst exakt analysiert wird, werden die Schwierigkeiten, vor denen die Akteure und jede mögliche Agenda objektiv stehen, sichtbar.

Die Hoffnung ist, damit zu einem realistischen Fundament der Agenda beizutragen, und die Resignation der Leere abzuwehren, in der die Verantwortung für eine Situation übernommen wird, für die niemand in der Gemeinde verantwortlich ist - allein schon die Allgemeinheit der Situation spricht dagegen. Dadurch wird es vielleicht eher möglich, die Verantwortung für eine realistische Agenda zu übernehmen.

In der Beschreibung der Situation und der spezifischen Art ihrer Wahrnehmung werden immer auch - zumindest indirekt - Wünsche und Bedürfnisse sichtbar oder artikuliert. Diese Wünsche und Bedürfnisse sind zu verstehen als Teil des Versuchs, sich den sozialen Raum, den die Gemeinde Borkow darstellt, anzueignen, was so viel bedeutet wie, dass es neben der Befriedigung von Bedürfnissen immer auch um die Möglichkeit von Teilhabe, Interaktion, Neudefinition von Positionen im sozialen Raum, das heißt um Selbstverortung, also um kommunikative Prozesse geht. Die häufig verwendete Figur: Bedürfnisse hier - Befriedigung dieser Bedürfnisse durch welche Institution oder Einrichtung auch immer dort, verfängt sich nicht nur schon beim ersten Schritt in der Falle mangelnder Finanzierbarkeit, sie greift auch zu kurz. Das wird in der Analyse der Interviews deutlich werden. Aus den in der Beschreibung der Situation erkennbaren oder direkt genannten Wünschen und Bedürfnissen lassen sich Vorschläge bzw. Ideen für die Aufstellung einer Lokalen Agenda entwickeln.

Die Untersuchung hatte also drei Teile:

a) die Erhebung der über die Gemeinde Borkow in der verschiedenen Ämtern und Einrichtungen (Einwohnermeldeamt, Sozialamt, Landkreis, Statistisches Landesamt, Arbeitsamt, Raumordnungsplanung usw.) vorhandenen Daten (siehe Teil IV des Arbeitsberichts);

- b) Interviews, in denen Menschen aus der Gemeinde Borkow ihre Situation beschreiben (die Auswertung findet sich in Teil V ff.);
- c) Die Entwicklung bzw. Zusammenstellung von Ideen für eine Lokale Agenda und ihre Diskussion in Gemeindevertretung, Lokaler-Agenda-Gruppe und mit interessierten Bürgerinnen und Bürgern (siehe Teil III).

II. Arbeitsablauf

Erhebung und Darstellung der über die Gemeinde Borkow vorhandenen bzw. zugänglichen Daten

Diese Aufgabe hat Christoph Schützler übernommen, der auf Sozialgeographie spezialisiert ist. Die Datenlage ist insofern schwierig, als sie bis weit in 90er Jahre hinein unvollständig ist. Die Unterlagen der Zeit vor 1990 sind weder in der zuständigen Amtsverwaltung noch im Landratsamt noch im Sternberger Stadtarchiv auffindbar. Gleichwohl lässt sich die strukturelle Situation in ihren wesentlichen Zügen darstellen (s.u. Teil VIII).

Interviews

In den Interviews beschreiben die Menschen in der Gemeinde ihre Situation. Insgesamt wurden 28 ein- bis dreistündige Interviews in Borkow geführt. Dazu vier Kontroll-Interviews in umliegenden Gemeinden (Mustin, Klein Pritz, Techentin und Dabel), die den Zweck hatten, eventuell in Borkow vorhandene Sondersituationen zu ermitteln. (Es gibt sie nicht.)

Die Interviews wurden als offene Interviews geführt. Das heißt, die Fragen waren nicht in einem abzuarbeitenden Fragebogen fixiert, sondern in den Interviews sollten sieben thematische Bereiche abgearbeitet werden:

1. Familie – Familienverhältnisse, Herkunft, Kinder, Arbeit der Kinder, deren Schicksal, familiär und beruflich, engere und weitere Verwandtschaft;
2. Kommunikationsstrukturen im Dorf, wer hat mit wem zu tun und redet mit wem, auffällige Geschichten, Konflikte, öffentlich und privat Treffpunkte, soziale und kulturelle Aktivitäten;
3. Vergangenheit = DDR-Zeit; die signifikanten Unterschiede, berufliche Tätigkeit in dieser Zeit, noch vorhandene soziale, berufliche und kulturelle Kenntnisse aus dieser Zeit;
4. Die Verbundenheit mit dem Dorf und der Region. Manche/r hat seinen oder ihren Lieblingsplatz, irgendwie ein bestimmtes Gefühl an manchen Tagen und bei diesem oder jenem Wetter;
5. Geschlechterverhältnis: Ehen, Liebschaften, Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und die Veränderungen in diesem Verhältnis;
6. Generationenverhältnis, Eltern - Kinder, Jugendliche – Erwachsene, und die Veränderungen in diesem Verhältnis;
7. Wünsche, Bedürfnisse, Erwartungen, Bereitschaften.

Die thematisch geordneten Fragegruppen konnten je nach Anlass und Verlauf im Interview benutzt werden. (Ob sie alle genutzt wurden, hing vom jeweiligen Gesprächsverlauf ab.) Die einzelnen thematische Fragegruppen waren also eher Gedächtnisstützen. Auch ihre Reihenfolge war von der Gesprächssituation abhängig. Diese Fragegruppen sind abstrakt in dem Sinne, dass sie in einzelne Themen trennen, was im „Leben“, und das heißt: in der Perspektive der Befragten, immer zusammen, ineinander auftritt. (Familie, Geschlechterverhältnis, Kinder, Ausbildung, Beruf, Haus, Herkunft, Verwandtschaft z.B. sind ein zusammenhängender Komplex, der durch die Fragen aufgetrennt wird.).

Da die Antworten immer aus diesen Zusammenhängen kommen, war es nicht sinnvoll, auf den Trennungen zu bestehen. Ihre Aufgabe war, dem bzw. der Fragenden eine analytisch sinnvolle Gesprächsstruktur anzubieten, auf die er oder sie zurückgreifen konnte. Sie gegen die Befragten durchzusetzen – dazu hätte z.B. ein geschlossener Fragebogen geführt – hätte bedeutet, die Befragten zur Annahme der Position des Befragers resp. der Befragerin zu zwingen, indem die analytisch sinnvolle Abstraktion der Aufteilung in thematische Bereiche zum einzig legitimen Punkt erklärt wird, von dem aus der oder die Befragte sein und ihr eigenes Leben schildern kann. Der Bericht vom eigenen Leben, um den die Befragten in den Interviews gebeten wurden, würde mit der Durchsetzung der Position des Befragers zumindest verschoben und gestört, die Aussagen aus den Interviews würden damit tendenziell entwertet.

In der Praxis der Interviews bedeutete dies, dass die einzelnen Themen zwar angesprochen wurden, auf ihnen – bei einem Ausweichen oder einer Verweigerung – aber nicht insistiert wurde. (Zurückhaltende und verweigernde Reaktionen gab es hauptsächlich im Fragenbereich zum Geschlechterverhältnis, vor allem bei den befragten Männern.)

Die hier kurz beschriebene Methodik hat zwar den Auswertungsprozess verlängert, indem ein mehrfacher Durchgang durch die Interviews notwendig war, um die einzelnen Schichten bzw. Bereiche zu erheben, sie hat aber meines Erachtens dadurch, dass sie den Befragten die eigene Perspektive weitgehend beließ, eine größere Annäherung an das Subjektiv-Objektive der sozialen Realität, die die Gemeinde Borkow ist, erlaubt.

Die Interviews wurden jeweils durch ein Telefongespräch vorbereitet, in dem zum einen um das Interview gebeten, zum andern möglichst ausführlich der Zweck und das Verfahren beschrieben wurde. Das hatte die (durchaus beabsichtigte) Folge, dass die Interviewpartnerinnen und -partner in den allermeisten Fällen sich überlegt hatten, was sie im Interview sagen wollten (und was nicht). Der Grund für dieses Vorgehen liegt darin, dass die Befragten in der Perspektive einer aufzustellenden

Lokalen Agenda sowohl Interviewpartner als auch an der Agenda Teilnehmende und Handelnde sind.

Wichtig für viele Befragte war die zugesicherte Anonymität der Interviews. Ein Grund dafür war vermutlich die Verunsicherung durch die Interviewsituation; eine Mehrheit der Interviewpartner brauchte trotz der Vorbereitung einige Zeit, um sich „frei zu sprechen“.

Ein anderer und wahrscheinlich der hauptsächliche Grund ist die je unterschiedliche Eingebundenheit in die soziale Kommunikation des Dorfes; was man über die Situation im Dorf sagt, – was ja immer einschließt: über andere Personen des dörflichen Kontextes – will man nicht unter dem eigenen Namen öffentlich gemacht sehen. Auffällig ist, dass das Bedürfnis nach Anonymisierung des Berichteten mit der Einschätzung der eigenen sozialen Position korreliert. Anonymisierung, bildlich gesprochen: das Reden hinter vorgehaltener Hand, gehört also zu den Positionseffekten der sozialen Situation. Ihr Maß bemisst sich nach dem Ort, an dem man sich selber innerhalb der sozialen Hierarchie sieht. Insgesamt acht der Befragten bestanden auf der Zusicherung, dass nicht einmal die Tatsache des Interviews mit ihnen anderen gegenüber erwähnt wird. Alle acht sahen sich selber unter denen, deren Situation „ziemlich bescheiden“ ist.

Etwa 20 Prozent der Angefragten lehnten ein Interview ab, also etwa jede/r Fünfte. Die Begründungen lassen sich so zusammenfassen:

- a) Kein Interesse am Dorf; man habe damit nichts zu tun und wolle auch nichts damit zu tun haben.
- b) Man habe nichts (Interessantes) zu sagen. Das war die meistgenannte Begründung. Auch sie gehört zu den Ortseffekten der sozialen Position: Sprechen sollen die, die „etwas zu sagen haben“, deren Wort also Geltung und Gewicht besitzt. Nur wenige ließen sich in einem längerem Gespräch davon überzeugen, dass „etwas zu sagen haben“ auch die Geschichte bedeuten kann, die jemand zu erzählen hat.
- c) Eher anekdotisch bedeutend war die wütend vorgetragene, leicht paranoide Ablehnung eines Mannes, der meinte, soziologische Untersuchungen seien sowieso blöd und verlogen. Das diene bloß dazu, in seinen Angelegenheiten „herumzuschnüffeln“.

Die Interviews wurden von Takwe Kaenders und mir selber geführt. Es kann, ohne dies zum Prinzip erheben zu wollen, in manchen Fällen sinnvoll sein, wenn Frauen von einer Frau interviewt werden. Alle Interviews wurden aufgezeichnet und größtenteils transkribiert.

Ergänzend zu den Interviews mit Einzelpersonen gab es drei Gruppeninterviews: eines mit Jugendlichen, eines mit unternehmerisch Tätigen, eines mit Frauen. Die

Resonanz bei den beiden letztgenannten war gering. Der Grund dafür, was die Frauen betrifft, mag der gewesen sein, dass es den angefragten Frauen unverständlich blieb, warum sie sich „als Frauen“ treffen sollten. Ihr weitgehendes Fernbleiben bedeutet vermutlich, dass sie die von mir vorgenommene Definition der Frage: Lage von Frauen in der Situation XY, ablehnten, weil sie sie mit ihrer eigenen Perspektive nicht verbinden konnten. Das wäre vielleicht anders gewesen, wenn wir zu diesem Gruppeninterview eingeladen hätten im Rahmen des einzigen Ortes, an dem sich Frauen organisiert treffen, dem Demokratischen Frauenbund im Dorfgemeinschaftshaus.

Für die unternehmerisch Tätigen in der Gemeinde gilt, dass ihre Tätigkeit weitgehend außerhalb des Gemeindegebietes stattfindet. Sie unterhalten fast keine wirtschaftlichen Beziehungen zueinander (durch wechselseitige Aufträge), und sie geraten nur sehr selten in die Situation der Konkurrenz. Anders gesagt: die Bezeichnung unternehmerisch Tätige (oder „Gewerbetreibende“) ist eine statistische Angabe, keine Gruppe innerhalb der Gemeinde. Von den kurzen Fragebögen, die Chr. Schützler und ich zusammen mit der Einladung und als Vorbereitung des Gruppeninterviews verschickten, erhielten wir fünf zurück (von 26). Dass die Unternehmer, Selbständigen und Handwerker nicht als Gruppe, das heißt: wahrnehmbar in Erscheinung treten, spiegelt die ökonomische Situation wider. Die Gemeinde Borkow hat für sie, vorerst jedenfalls, kein eigenes ökonomische Gewicht.

Anders bei den Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen. Sie kamen als Gruppe, als „Klicke“, wie sie sich selber nennen. Sie traten gemeinsam auf und hatten durchaus konkrete Vorstellungen, worum es bei diesem Gespräch gehen sollte.

Zusätzlich zu den Interviews gab es – natürlich – zahlreiche informelle Gespräche, die notwendig waren, um Verständnislücken zu schließen.

Die Vorschläge für die Aufstellung einer Lokalen Agenda

Auf die Frage, was denn getan werden könnte oder was nun wünschbar sei, gab es unterschiedliche Antworten. Es gab zum Einen konkrete Vorschläge; es gab zum Andern die Beschreibung von Problemen und Schwierigkeiten, verbunden mit dem Satz, es wäre schön, wenn da etwas passieren würde; und es gab, als Drittes, indirekte Antworten. In ihnen wird angedeutet, an welcher Stelle man sich Änderungen wünschen könnte. Diese Andeutung war häufig mit resignativen Gesten verbunden, im Sinne von: Man müsste eigentlich, aber das wird ja doch nichts. Dieser dritte Typus von Antworten war der häufigste. Darum noch einige Anmerkungen dazu. Das Moment der Resignation ist häufig mit der Aussage verknüpft, man selber mache ja auch nicht mehr viel und wisse auch nicht so recht, wie man denn und was und überhaupt. Die indirekten Antworten zusammen mit der Unmöglichkeit, sie zu

konkretisieren, weisen auf eine beschädigte Kommunikationsstruktur. Die Schwierigkeit einer konkreten Benennung bedeutet auch, dass die Handlungsmöglichkeiten erheblich eingeschränkt sind. Handlungen sind immer Interaktionen mit anderen. Wenn die Kommunikation, das Gespräch nur noch eingeschränkt möglich ist – und so beschreiben viele ihre Situation – dann fehlen die Ansatzpunkte. Man weiß nicht, was man tun soll, weil sich der Sinn einer möglichen Handlung, der aus der Verknüpfung mit anderen entsteht, nicht finden lässt.

Die Schwierigkeiten, konkrete Vorschläge zu entwickeln, dürfen deshalb auch nicht mit Desinteresse verwechselt werden. Sie sind eher ein Hinweis darauf, dass die Zugänge zum öffentlichen Raum wenn nicht blockiert, so doch sehr eng geworden sind.

Die Vorschläge für die Lokale Agenda Borkows wurden aus den Interviews entweder direkt entnommen oder aus ihnen entwickelt. Sie wurden, zusammen mit den Ergebnissen der soziologischen Untersuchung, auf einem ersten Treffen Anfang April 2004 diskutiert, zu der die Lokale Agenda-Gruppe der Gemeinde Borkow und diejenigen eingeladen wurden, die während des Interviews Interesse an einer Teilnahme signalisiert hatten.

Vor diesem Termin lag, Ende Februar, eine Bürgerbefragung, in der über den Beitritt Borkows zur Gemeinde Dabel entschieden wurde. Die Borkower beschlossen mit deutlicher Mehrheit, selbständig zu bleiben. In diesem Ergebnis, das in dieser Deutlichkeit von vielen nicht erwartet worden war, formuliert sich – von der vorliegenden soziologischen Untersuchung aus betrachtet – trotz und gegen alle Skepsis und Resignation eine Erwartung an den sozialen Raum Borkow. Anders gesagt: eines der Motive für die Ablehnung des Beitritts zur Gemeinde Dabel – gegen alle verwaltungstechnische Vernunft – ist das Festhalten am eigenen sozialen Raum; so wertvoll ist er den Bürgerinnen und Bürgern Borkows zumindest.

Die Kommunalwahlen im Juni brachten eine neue Gemeindevertretung. Die auf der Basis des ersten Treffens überarbeiteten Vorschläge wurden bei einem zweiten Treffen von Gemeindevertreterinnen und –vertretern, Lokaler-Agenda-Gruppe und interessierten Bürgerinnen und Bürgern im August noch einmal diskutiert. Die Ergebnisse dieser Diskussion sind in die im Teil III vorgestellte Fassung eingegangen. In einigen Bereichen konnten erste Arbeitsschritte abgesprochen werden.

Bei diesem Treffen wurde auch das weitere Vorgehen diskutiert, dh. die Frage, wie eine Umsetzung der Vorschläge erreicht werden kann. Dabei wurde folgendes festgestellt: Die Umsetzung dieser Vorschläge (und anderer, die noch entwickelt werden sollen) kann nicht der Gemeindevertretung, der Bürgermeisterin oder der Verwaltung zugeschoben werden. Wichtig ist die Beteiligung und die Zusammenarbeit möglichst vieler. Diese Zusammenarbeit braucht eine Form, die eine kontinuierliche und tragfähige Arbeit ermöglicht. Stichworte hierfür waren „Dorfclub“ oder

„Dörpschaft“. (In der Gemeinde Witzin gibt es eine Vereinigung von Bürgerinnen und Bürgern mit dem Namen „Dörpschaft“, die wesentliche Teile des kulturellen Lebens organisiert und immer wieder Neues anregt. Witzin wurde als sinnvolles Beispiel erwähnt. Und der Name: Lokale-Agenda-Gruppe, ist tatsächlich etwas sperrig, jedenfalls in einem dörflichen Zusammenhang.)

Wie immer der Name des Zusammenschlusses dann sein wird, ihm angehören können und sollen – so wurde verabredet:

- die Lokale-Agenda-Gruppe;
- die Ausschüsse Kultur und Soziales der Gemeindevertretung;
- die Vereine (Feuerwehr, Demokratischer Frauenbund, Rothener Hof e.V., Jagdgenossenschaft u.a.);
- dazu die Einladung an alle interessierten Bürgerinnen und Bürger.

Soweit die Absprachen des Treffens im August. Ende September 2004 fand, in noch einmal deutlich erweitertem Kreis, ein drittes Treffen statt, das sich mit zwei Schwerpunkten beschäftigte: zum einen der Konkretisierung der Ideen in den Bereichen Kultur, Tourismus und Veranstaltungen, und zum andern mit der Frage nach einer möglichst praktikablen Organisationsform. Die Überlegung zur Frage der Organisation war diese: anstatt einen zusätzlichen Verein zu gründen, und damit die Kräfte zu zersplittern, könnte der Verein Rothener Hof e.V. als Plattform für die Aktivitäten der Dorfgemeinde genutzt werden. Weitere Treffen sollen folgen.

Überblickt man den Prozess der Ideenfindung, so lassen sich folgende Verläufe feststellen: Zu Beginn überwogen, deutlich wahrnehmbar und in vielen Fällen auch ausgesprochen, die Skepsis und die Bedenken. „Schon wieder was von oben“, oder so ähnlich. In dieser Skepsis ist zweierlei verborgen: zum Einen der resignierte Blick auf die eigene Situation, die als absteigende Linie begriffen, gesehen, erfahren wird; und zum Andern die Erfahrung mit der Wirkungslosigkeit vieler der sei es vom Land, sei es vom Bund, sei es von der EU aufgestellten Programme. Die Untersuchung musste mit dieser Skepsis rechnen. Sie aufzubrechen, konnte nur auf der Ebene der Untersuchung selbst und durch sie geschehen. Dem diente die Offenlegung der Verfahrensweise, die Methodik der Interviews und die kontinuierliche, mündliche wie schriftliche Information der Beteiligten über den Stand der Dinge. Nützlich war auch die Einbeziehung der örtlichen Presse, die regelmäßig mit Informationen versorgt wurde und hin und wieder darüber berichtete.

Der objektivierende Blick, und das heißt: der weder beschönigende noch be- oder gar verurteilende Blick hat natürlich weder Bedürfnisse generiert noch irgendetwas an der objektiven Situation, der ökonomischen zum Beispiel, verändert. Der objektivierende Blick lag in den meisten Fällen – auch wenn manche Einzelheit erstaunte und die Sprache vielleicht hin und wieder ungewohnt war – gar nicht so weit ab von

den Erfahrungen der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, die die Entwicklung der vergangenen Jahre viel zu aufmerksam verfolgt hatten, als dass sie mit einer Schilderung ländlicher Idylle oder technokratischen Problemlösungsprogrammen zufrieden gewesen wären. (Meines Erachtens spricht dies für die Einbeziehung des objektivierenden Blicks, wie ihn eine soziologische Verfahrensweise ermöglicht, in die Vorstellung einer „Lokalen Agenda“.)

Die Untersuchung stützte sich auf zweierlei: zum Einen auf das „Dorfgespräch“, das heißt auf die Vermutung, dass sich die Untersuchung selbst und die Idee einer „Lokalen Agenda“ durch die in Relation zur Bevölkerung hohe Zahl der Interviews (28:570) „herumsprechen“ würde (das war nach und nach in den Interviews auch spürbar); und zum Anderen auf die Konfrontation der Beteiligten oder Interessierten, sei es auf den Treffen, sei es in den Interviews, sei es schriftlich, mit den Ergebnissen der Untersuchung.

Und die Untersuchung traf auf eine ambivalente Situation: einerseits die Klage über das abgebrochene Gespräch innerhalb der Gemeinde, den unzugänglich oder schwer zugänglich gewordenen sozialen Raum und die Resignation über den eigenen Rückzug aus diesem öffentlichen Raum der Kommunikation, andererseits das Bedürfnis nach Teilhabe an diesem Raum (eine Ambivalenz, die in den Interviews ausgedrückt wurde im wesentlichen über die zentrale Wahrnehmungsachse: Damals - Heute). Der objektivierende Blick war, so scheint es, nützlich dafür, diese Ambivalenz zu beschreiben, und damit die Möglichkeit einer Agenda zu eröffnen. Durch die Öffnung traten dann, so meine Vermutung, Skepsis und Bedenken in den Hintergrund oder wurden zumindest abgeschwächt. Das Bedürfnis nach Teilhabe, Kommunikation, Zugang zum sozialen Raum (oder wie immer man das nennen mag) wurde, um es noch einmal zu sagen, nicht durch den objektivierenden Blick der Untersuchung hervorgebracht. Wozu er beigetragen hat, ist: die Formen, in denen die vorhandenen Bedürfnisse womöglich befriedigt werden können, verhandelbar zu machen. (In dieser Weise sich selber objektivierend, dh. in den Erfahrungen des sozialen Raums objektiviert, wird der objektivierende Blick damit selber zum Teil der – kommunikativen – Strukturen des sozialen Raums.) Eine der Formen, in denen die Befriedigung vorhandener Bedürfnisse verhandelt werden kann, sind die Vorschläge für eine Lokale Agenda.

Da diese Vorschläge für eine Lokale Agenda in der Gemeinde Borkow das hauptsächliche Ergebnis der Untersuchung darstellen, scheint es mir sinnvoll, sie der Auswertung von Statistik und Interviews voranzustellen.

III. Vorschläge zur Lokalen Agenda

Der Bereich des sozial Notwendigen

KiTa Dabel:

Das Weiterbestehen der KiTa in Dabel scheint vorerst gesichert zu sein, trotzdem ist es sinnvoll, die Idee einer alternativen Kinderbetreuung über Tagesmütter bzw. Tagespflege zu prüfen. Die Finanzierbarkeit dieses Projekts müsste noch diskutiert werden. Es gibt Modelle, auf die zurückgegriffen werden kann.

Offene Fragen/ Aufgaben: Gibt es räumliche Möglichkeiten? Welche Kosten entstehen der Gemeinde, welche den Eltern? Wer in der Gemeinde könnte diese Arbeit leisten?

Sammeltaxi/Bürgerbus zur Überwindung von Immobilität

Die Organisation / Koordinierung zur Einrichtung von Sammeltaxis oder eines Bürgerbus' könnte von der Gemeinde übernommen werden, es ist aber auch möglich, dies über private Netzwerke oder auf Vereinsbasis zu realisieren.

Offene Fragen/ Aufgaben: Ist eine Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden möglich? Gibt es Modelle in anderen Gemeinden?

Beispiel: In der Region Gransee/Brandenburg wird z.Zt. ein „Bürgerbus“ eingerichtet. Das ist ein Kleinbus, der wochentags auf einer festgelegten Route die umliegenden Dörfer mit dem regionalen Zentrum Gransee verbindet. Der Kleinbus wird vom für den ÖPNV in der Region zuständigen Unternehmen gestellt, das auch für ein Jahr die Betriebskosten übernimmt. Träger ist ein Verein, der mit den Kommunen zusammenarbeitet. Der Bus wird gefahren von ehrenamtlichen Fahrern, die ein- bis zweimal pro Monat zum Einsatz kommen.

Versorgung

Das Fehlen von Versorgungs- und Dienstleistungseinrichtungen in der Gemeinde wird von Einwohnern erlebt zum einen als ganz praktische Schwierigkeit, nämlich weite Wegstrecken, zum andern aber auch als Fehlen von Orten, an denen man sich fast wie von selbst hin und wieder treffen kann. Die Wiederbelebung einer stationären Einrichtung (Dorfkonsum) erscheint unter den gegebenen Umständen nicht realisierbar. Eine zu prüfende Möglichkeit wäre aber die Verknüpfung von Dienstleistungen (Post, Internetzugang, Zimmerbörse etc.) und Verkaufsraum, weil so die Kosten sich auf mehrere verteilen.

Offene Fragen/ Aufgaben: Investitionsbedarf, notwendiger Umsatz, damit das Projekt sich langfristig trägt. Wer könnte sich beteiligen? Gibt es einen geeigneten Raum?

Raum für Jugendliche/ Jugendgruppe aus Borkow

Jugendliche aus Borkow sind auf der Suche nach einem selbstverwalteten Raum /Treffpunkt. Das Dorfgemeinschaftshaus stellt für sie keine Möglichkeit dar, so dass sie auch versuchen würden, selbst etwas aufzubauen.

Offene Fragen/ Aufgaben: Welche Gebäude oder Räumlichkeiten kommen in Frage? Handeln die Jugendlichen selbstverantwortlich genug, um ihnen eine nicht bzw. kaum genutzte Immobilie zu überlassen? Welche rechtlichen Bedingungen müssen gegeben sein bzw. erfüllt werden?

Eine Idee ist das befristete Aufstellen eines Bauwagens, den die Jugendlichen dann nutzen können. Wichtig ist die Begleitung der Jugendlichen, dh. verbindliche Absprachen als Grundlage.

Grundsätzlich muss die Gemeinde die Frage beantworten, welchen Platz die Jugendlichen in der Gemeinde haben.

Tourismus

Ferienhäuser und Ferienwohnungen

A) Die in der Studie angegebene Zahl von 10 Betten (ohne Borkower Gutshaus, f.e.z., Herberge) in privaten Ferienwohnungen/ -häusern ist offensichtlich zu niedrig. Vermutlich werden nicht alle vorhandenen Beherbergungsmöglichkeiten auch über das Fremdenverkehrsamt vermittelt. Trotz dieser zusätzlichen, eher privat vermittelten Übernachtungsmöglichkeiten – die Schätzungen sprechen von etwa 40 – ist das Beherbergungspotential in der Gemeinde nicht ausgeschöpft.

Der Vorschlag geht von folgender Überlegung aus: Tourismus ist eine der wenigen ökonomischen Möglichkeiten der Gemeinde; *und* es gibt ungenutzten Wohnraum. Anders ausgedrückt: Es gibt Menschen, die aus Alters- oder Geschlechtsgründen (älter als 45, Frauen) auf dem Arbeitsmarkt auf absehbare Zeit kaum Chancen haben werden, die aber über Wohnraum oder Nebengebäude verfügen, die sie – aus welchen Gründen auch immer – nicht nutzen, und die deshalb eine Ferienwohnung/-haus betreiben und versorgen könnten. Damit könnte ein substantieller Beitrag zum Familieneinkommen erzielt werden. Zudem würde es Beschäftigung und die Möglichkeit von Kontakten schaffen. Grundsätzlich ist diese Art des Tourismus dem Großtourismus vorzuziehen.

Die Fragen, die dabei auftreten, sind folgende:

1. Welche baulichen Voraussetzungen müssen gegeben sein?
2. Wie sieht ein Finanzierungskonzept aus und welche Fördermöglichkeiten sind vorhanden?
3. In welchem Standard müssen die Wohnung bzw. das Haus eingerichtet werden?
4. Was ist der angemessene Preis?
5. Wie erreicht das Angebot mögliche Gäste?

Diese Überlegung basiert auf zwei Voraussetzungen: dass nämlich ein Interesse an Vermietung besteht, und dass nur die o.g. Fragen, dh. die in ihnen liegenden Schwierigkeiten die Realisierung dieses Interesses verhindert. Wenn die Basis-Informationen zusammengefasst und damit interessierten Bürgerinnen und Bürgern leichter zugänglich werden, würde die Schwelle abgesenkt, die bislang manche von einer Realisierung abgehalten haben mag.

Begleitend könnten und sollten stattfinden: Vorbereitende Kurse über den professionellen Umgang mit Gästen sowie ein regelmäßiger Erfahrungsaustausch.

B) Bislang gibt es kein Verzeichnis, das Einwohner und potentielle Gäste über die in der Gemeinde vorhandenen Ferienwohnung bzw. Ferienhäuser informiert. Ein solches Verzeichnis soll erstellt und am Dorfgemeinschaftshaus aufgehängt und damit zugänglich gemacht werden. Eine Arbeits-Gruppe in Klein Pritz ist dabei, ein Verzeichnis für die Region zu erstellen, um die Vermarktung zu verbessern. Mit dieser Gruppe soll zusammengearbeitet werden.

Touristische Wege

Die Wander- und Fahrradwege sind bisher noch nicht ausreichend beschildert, auch wird auf Sehenswürdigkeiten / Naturdenkmale u.ä. kaum hingewiesen. Es gibt keine Karte, auf der die im Gemeindegebiet vorhandenen Wander- und Fahrradwege vollständig erfasst sind. Auch die Einbindung in das überregionale Wanderwegenetz ist defizitär.

Aufgaben: Für Einheimische wie Gäste gleichermaßen interessant ist eine Karte der Wander- und Fahrradwege. Diese Karte könnte auch über das Gemeindegebiet Borkows hinausreichen bzw. an vorhandene Karten anschließen. Dafür ist eine Zusammenarbeit mit den Gemeinden Mustin, Lohmen, Dabel, Dobbertin und dem Fremdenverkehrsamt Sternberg notwendig.

Für die Weiterführung des Naturlehrpfades im Mildnitzdurchbruchstal ist eine Kooperation mit dem Naturpark Nossentiner - Schwintzer Heide anstrebenswert.

Eine weitere Aufgabe besteht darin, die vorhandenen Möglichkeiten der Förderung, auch für die Neuanlage von Wegen, zu überprüfen.

Eine offene Frage sind Unterhalt und Pflege der Wege.

Gutshaus Woserin und Nebenanlagen

Der Woseriner See wird als FFH – Gebiet („Flora-Fauna-Habitat-Gebiet“; Vogelschutzgebiet von internationaler Bedeutung) ausgewiesen werden. Die Planungen dafür sind im Gange.

Das Gutshaus befindet sich im Besitz des Landes Berlin. Der bauliche Zustand hat sich im Laufe der Jahre erheblich verschlechtert. Die Baracken des ehemaligen Kinder- und Jugendferienlagers – das Grundstück gehört zum Gutshaus – sind verwüstet und baufällig. Auf dem dritten Ufergrundstück steht seit Jahren eine Ruine. Damit ist eine Wiedernutzbarmachung des Ufers, sowohl für Gäste wie auch für Einwohner, augenblicklich blockiert.

Um diesen landschaftlich reizvollen Bereich Woserins wieder nutzen zu können, sind zwei Schritte notwendig; zum einen Kontakt aufzunehmen mit dem Land Berlin, um Status und Eigentumsfragen zu klären. Und zum andern die Entwicklung eines Konzepts, u.U. gemeinsam mit einem neuen Besitzer. Das Konzept könnte entweder anknüpfen an die lange Tradition der Kinderferienlager (was Teilzeitarbeitsplätze schaffen könnte). Vorstellbar wäre z.B. eine Art Naturcamp, das eng mit einer Naturschutz- und Vogelbeobachtungsstation zusammenarbeitet und daraus sein Profil gewänne. Die andere Möglichkeit wäre, das Gebiet in die Überlegungen zum Ausbau der Übernachtungsmöglichkeiten mit einzubeziehen.

Sonstiges

Organisierte Wanderungen und Exkursionen sollen künftig auf geeignete Weise bekannt gemacht werden.

Wirtschaftliche Tätigkeit

Beiträge zum Familieneinkommen

Die folgenden Vorschläge gehen davon aus, dass es kaum Möglichkeiten gibt, in der Gemeinde Borkow Arbeitsplätze zu schaffen. Die Überlegungen kreisen daher um die Frage, wie Beiträge zum Familieneinkommen erzielt werden können. Es geht also darum, wie die Menschen in Borkow die ihnen zugänglichen Ressourcen effektiv nutzen können.

Um einige Beispiele zu nennen: Kräuter, Kaminholz, selbstproduzierte landwirtschaftliche Produkten (Honig, Gemüse, Fleisch, Geflügel, Wurst usw.). Das alles gibt es schon und es könnte weiter ausgebaut werden. Die Hauptschwierigkeit eines weiteren Ausbaus liegt in der Vermarktung. Im Dorf selber oder im engeren Freundes- und Bekanntenkreis lassen sich Informationen über die vorhandenen Angebote relativ problemlos verbreiten. Jenseits dieser Grenze aber braucht es einen Zusammenschluss, der die Vermarktung erleichtert. Eine Möglichkeit sind die zahlreichen Märkte, die regelmäßig in den Kleinstädten ringsum stattfinden; auf ihnen könnten gemeinsam Produkte aus der Gemeinde angeboten werden. Ein andere Möglichkeit, erst einmal als Versuch, ist die Veranstaltung eines „Borkower Bauernmarktes“ für die lokalen Erzeuger aus Borkow und Umgebung. Hilfreich wäre sicher auch, wenn die Gäste in den Ferienhäusern und -wohnungen eine Liste vorfinden mit den

Adressen und Produkten der jeweiligen Erzeugerinnen und Erzeuger.

Aus keiner oder kaum einer der genannten Tätigkeiten lässt sich eine ganze Arbeitsstelle entwickeln, aber sie können dazu beitragen, die vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen und einen Beitrag zum Familieneinkommen zu leisten.

Frage/Aufgaben: Lässt sich eine Organisationsform finden, die es für die Einzelnen leichter macht, ihre Möglichkeiten in diesem Bereich zu nutzen?

Alternative Heiz- / Energiesysteme

Biogasanlage – sie ist nur in Verbindung mit größeren Viehzuchtbetrieben möglich
Die Einrichtung von privat genutzten Holzvergaseröfen wäre eine Möglichkeit fossile Brennstoffe und gleichzeitig Finanzen zu sparen; für Landwirte käme alternativ die Strohverbrennung in Betracht.

Herstellung von Holz-Stroh-Zellulose-Briketts als Erwerbsmöglichkeit. Dafür wären Investitionen in Press- und Aufbereitungsmaschinen erforderlich.

In diesem Bereich sind noch sehr viele zusätzliche Informationen notwendig.

Borkow im Internet

Borkow ist bislang im Internet als eigene Seite nicht vertreten. Der Aufbau einer eigenen Seite ist aber in verschiedener Hinsicht wünschenswert: zum einen als Information für mögliche Gäste; zum andern in allen Fragen der Vermarktung; und zum dritten als Informationsmedium für diejenigen, die über einen Internetzugang verfügen. Die Einrichtung einer solchen Internetseite und ihre notwendige Pflege soll aus Kostengründen mit gemeindeeigenen Mitteln geschehen, d.h. durch Personen aus der Gemeinde.

Veranstaltungen / Gemeindeleben

In den Interviews wurde häufig das Fehlen von Gemeinsamkeit genannt und der Wunsch nach Veranstaltungen und Festen (Kinderfest, Tanzabende, Konzert- und Musikveranstaltungen, weniger oft Informations- und Bildungsveranstaltungen) geäußert. Zugleich ist die Erfahrung derer, die Veranstaltungen anbieten, die, dass der Besuch dieser Veranstaltungen aus der Gemeinde selbst sehr bescheiden ist. Der Widerspruch zwischen dem Bedürfnis nach Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit auf der einen Seite, und der Schwierigkeit, dann auch tatsächlich an den angebotenen Veranstaltungen, in denen sich die Zusammengehörigkeit konkretisiert, die also Gemeinschaft bieten, teilzunehmen auf der anderen Seite, ist eines der Hauptthemen dieser Untersuchung. Offenkundig ist die geringe Teilnahme keine Frage von mangelhafter Information (an der sich natürlich immer auch noch etwas verbessern lässt). Die Frage, „warum kommen die Leute nicht?“, ist sehr vielschichtig. Die zahlreichen indirekten, nicht konkretisierbaren Antworten auf die Frage nach dem, was wünschbar oder zu verbessern wäre, zeigen, dass der Zugang zum sozialen, zum gemeinsamen Raum der Gemeinde schwierig geworden ist. Und in den meisten dieser Antworten klingt das Bedürfnis nach diesem gemeinsamen Raum an. Die geringe Resonanz ist für diejenigen, die in der Gemeinde aktiv sind, etwas anbieten oder organisieren wollen, enttäuschend und kräfteraubend und hat manche resignieren lassen.

Dass das menschliche Miteinander, das Gemeinsame oder Gemeinschaftliche, der Zusammenhalt (oder wie immer das von den Einzelnen formuliert wird) in den letzten anderthalb Jahrzehnten geringer und schwieriger geworden ist, ist fast allgemeine Überzeugung in den Interviews. Sie ist der Schluss aus der Wahrnehmung des engeren und weiteren Umfelds und auch der eigenen Person, ein Schluss, der mit zahllosen Einzelerfahrungen gestützt wird.

Mir scheint es, ausgehend von den Ergebnissen der Untersuchung, wenig sinnvoll, gegen diese Situation mit der Vermehrung noch so gut geplanter, noch so gut beworbener Veranstaltungen anzukämpfen. Wie der gemeinsame Raum wieder zugänglich werden kann – die Antwort auf diese Frage lässt sich am ehesten durch die Arbeit eines „Dorfclubs“, einer „Dörpschaft“ oder welchen Namen auch immer der Zusammenschluss der Borkower, Woseriner, Schlower, Rothener, Hohenfelder und Neu-Woseriner tragen wird, finden.

IV. Die Illusion der Tabelle – Bevölkerungsentwicklung in Borkow¹ und die Folgen

Manchmal täuschen die Tabellen, in denen statistisch eine Entwicklung zusammengefasst wird. Sie verdecken Bewegungen, machen tiefgreifende Veränderungen unsichtbar und erschweren damit das Verständnis der Folgen, die diese Veränderungen haben. Das ist der Fall, wenn man nach der Zahl der Menschen fragt, die in der Gemeinde Borkow leben und danach, wie sich die Zusammensetzung der Bevölkerung in den letzten Jahren oder Jahrzehnten verändert hat.

Vor der Oberfläche, der bloßen Zahl her betrachtet, scheinen die Veränderungen gering. Im Jahr 1970 lebten in der Gemeinde Borkow noch 702 Menschen aller Altersgruppen. Im Jahr 1981 hatte sich ihre Zahl auf 599 verringert, rund 100 Personen hatten also die Gemeinde verlassen. Das entspricht der allgemeinen Tendenz jener Jahre im ländlichen Raum, einer Tendenz, für die es im wesentlichen drei Ursachen gibt: zum Einen wurde seit Mitte der 60er Jahre neben dem Aufbau industrieller Kernzonen in den nördlichen Regionen der DDR der Bereich der Veredlung landwirtschaftlicher Produkte stark ausgebaut und zahlreiche neue Betriebe gegründet, in denen die Veredlung konzentriert wurde. Die dafür benötigten Arbeitskräfte zogen häufig in die Orte, in denen die neuen Betriebe errichtet wurden. Zum andern hatte der Ausbau der schulischen Bildung seit den 50er Jahren zu einer Erhöhung des Bildungs- und dann auch Ausbildungsniveaus geführt. Damit öffneten sich für viele Menschen, deren Arbeits-Möglichkeiten bis dahin auf die Landwirtschaft begrenzt waren, andere berufliche Tätigkeiten, die dann auch zu einem Wohnungswechsel führen konnten. Für die Eltern war es ganz fraglos und selbstverständlich, in der Landwirtschaft zu arbeiten, weil es kaum eine andere Möglichkeit gab. Die Jungen hatten aufgrund ihrer Ausbildung diese andere Möglichkeit. (Für die Landwirtschaftsbetriebe hieß dies, dass sie sich zunehmend darum bemühen mussten, qualifizierte Arbeitskräfte zu halten oder zu gewinnen.) Und zum Dritten hatte die Technisierung der Landwirtschaft, die mit der Gründung der LPGs verstärkt einsetzte, dazu geführt, dass Arbeitskräfte freigesetzt wurden; das Arbeitsvolumen konnte mit weniger Menschen realisiert werden. (Natürlich gab es sicher hier und da auch private Gründe, die soziologisch schwer zu fassen sind.) Diese Entwicklung, die sich in allen Bezirken der DDR beobachten ließ, war auch in Borkow wirksam.

¹ Mit „Borkow“ ist immer die *Gemeinde* Borkow mit ihren Ortsteilen Borkow, Woserin, Neu-Woserin, Hohenfelde, Rothen und Schlowe gemeint.

Nichts in den Interviews deutet darauf hin, dass der Rückgang der Bevölkerung zwischen 1970 und 1981 als Bruch, als schwierig oder dramatisch erfahren wurde. Es war ein gleichsam organischer Prozess, für die Einzelnen verbunden mit manchen neuen Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten, jedenfalls in beruflicher Hinsicht. Dieser Prozess scheint auch nicht dazu geführt zu haben, jedenfalls in den meisten Fällen nicht, dass der Kontakt zwischen denen, die wegzogen, und ihrer Heimatgemeinde abbrach. Sie blieben durch die Familie und /oder einen Freundeskreis in Kontakt mit Borkow und nutzten, vor allem, wenn sie in städtische Gebiete verzogen waren, weiterhin die Annehmlichkeiten und Nützlichkeiten des Landlebens. Bis Ende 1989 bleibt dann die Zahl der Menschen, die hier leben, mit knapp 600 annähernd konstant.

Auch zwischen 1990 und Ende 1999 scheint die Bevölkerung in der Gemeinde Borkow gleich geblieben zu sein. Ihre Zahl schwankt zwischen 580 und 586. Erst ab dem Jahr 2000 verringert sie sich allmählich auf 552 Einwohner (Stand 27.11.2003), was einem Rückgang von etwas mehr als 4 % entspricht.

Man kann also folgende Tabelle aufstellen:

Tabelle 1: Bevölkerungsentwicklung 1970 – 27.11.2003

Jahr	Einwohner	Jahr	Einwohner
1970	702	2000	571
1981	599	2001	570
1990	582	2002	568
1992	586	30.6.03	557
1994	593	27.11.03	552
1997	584		

In der Bevölkerungsentwicklung spielen natürlich auch Geburten und Sterbefälle eine Rolle (und in stabilen gesellschaftlichen Situationen sind sie eine der Hauptursachen für Veränderungen). In der Gemeinde werden seit den 90er Jahren alljährlich 3 bis 5 Geburten verzeichnet, woraus sich aber kein Trend ableiten lässt. Um diese Zahl vergleichen zu können mit der in anderen Regionen, wird sie auf 1.000 Einwohner hochgerechnet: Die Geburtenrate in Borkow betrug im Jahr 2002 8,8 Geburten je 1.000 Einwohner und entspricht damit dem derzeitigen Geburtenniveau in Mecklenburg-Vorpommern. In den 70er und 80er Jahren, das ist der andere Vergleichsmaßstab, war die Geburtenrate mehr als doppelt so hoch. Damals kamen 50 bis 60 Kinder in den Kindergarten im ehemaligen Gutshaus in Borkow. In einem der

Interviews wird das so ausgedrückt: „Wenn ich damals morgens in den Kindergarten kam, da war richtig Leben.“

Die jährlichen Sterbefälle bewegen sich seit 1995 zwischen 2 und 8 Personen. Insgesamt ist das, was man in der Statistik „die natürliche Bevölkerungsbewegung“ nennt, nur leicht negativ und ihre Auswirkungen auf den Rückgang der Bevölkerung sind gering. Für die Zukunft ist aber, geht es so weiter, mit folgendem zu rechnen: Da die Zahl der Älteren kontinuierlich zunimmt, wird auch die Zahl der Sterbefälle steigen, so dass bei gleichbleibender Geburtenrate künftig ein größerer „Sterbeüberschuss“ zu erwarten ist, das heißt, die Zahl der Einwohner wird noch mehr abnehmen.

Das ist allerdings nicht nur eine Frage der bloßen Zahl, sondern hat Auswirkung auf die Gesamtsituation: Die Bevölkerung wird insgesamt älter werden. Der Altersdurchschnitt hat sich in der Gemeinde zwischen Ende 1993 und dem Jahresende 2002 um mehr als 6 Jahre erhöht, von 36,3 auf 42,5 Jahre. Dieser Prozess des Älter-Werdens der Gemeinde wird sich mit großer Wahrscheinlichkeit noch beschleunigen. Während die Zahl der

Die Zeit ist auch noch nicht da für eine Familie und für Kinder. Und vor allem, das Geld fehlt auch.

Das kann man sich in dieser Gegend nicht leisten?

In der Lehre sowieso nicht, und jetzt als Geselle, wenn man Wohnung, Kleidung, Essen, Auto rechnet, das wird schon knapp. Das reicht hier nicht.

Kinder unter 6 Jahren zwischen Ende 1993 und Ende 2002 um etwas mehr als die Hälfte abgenommen hat (von 44 auf 21), hat im gleichen Zeitraum die Zahl der über 65-Jährigen um etwas mehr als die Hälfte zugenommen (von 70 auf 108). Der Anteil der Kinder unter 15 Jahren sank in dieser Zeit von 24,8% auf nur noch 13,4% (von 145 auf 76, also von einem knappen Viertel der Bevölkerung auf ein knappes Siebtel). Im Jahr 2006/2007 wird der Anteil, den die Kinder unter 15 Jahren an der Gesamtbevölkerung haben, vermutlich auf weniger als 10 % abgesunken sein. Das legt auch der Rückgang der jungen Erwachsenen (zwischen 25 und 35) von 103 auf nur noch 38 Frauen und Männer nahe, denn sie bilden die jungen Familien, in denen Kinder geboren werden.

Die Entwicklung der Altersgruppen zwischen 1993 und 2002 zeigt die folgende Tabelle:

Tabelle 2: Altersgruppen 1993 und 2002 im Vergleich

Altersgruppen	31.12.1993		31.12.2002		Entw. 1993 - 2002	
	Zahl	in %	Zahl	in %	Zahl	in %
Kinder unter 6 Jahren	44	7,5%	21	3,7%	- 23	- 52,3%
Kinder 6 bis <15 Jahre	101	17,3%	55	9,7%	- 46	- 45,5%
Jugendliche 15 bis 25 Jahre	56	9,6%	91	16,0%	+ 35	+ 62,5%
Junge Erwachsene (25 bis <35 Jahre)	103	17,7%	38	6,7%	- 65	- 63,1%
Erwerbsfähige Bevölkerung (15 bis 65 Jahre)	368	63,1%	384	67,6%	+ 16	+ 4,3%
Rentner (65 und älter)	70	12,0%	108	19,0%	+ 38	+ 54,3%
Insgesamt	583		568		- 15	- 2,6%

Das allmähliche Verschwinden der Kinder aus der Gemeinde drückt auf die „Stimmung“. In einem der Interviews heißt es auf die Frage, wie denn die weitere Entwicklung von Hohenfelde vermutlich aussehen wird: „In Hohenfelde stand vor ein paar Jahren nur noch ein Kind morgens an der Straße und wartete auf den Schulbus. Jetzt sind es wieder fünf. Ich glaube, das ist ein gutes Zeichen für die Zukunft in Hohenfelde.“ Hohenfelde ist in diesem Fall die Ausnahme unter den Borkower Gemeinden. Wenn die Zunahme der Kinderzahl ein gutes Zeichen ist, dann ist ihr abnehmen ein schlechtes.

Das Fehlen der Kinder wird durchaus wahrgenommen. In 18 der 28 Interviews wird es in der einen oder anderen Form erwähnt. Die einen nennen es „ein Glück“, dass Kinder

und Enkel auch im Ort oder wenigstens in unmittelbarer Nähe wohnen; die anderen berichten merkbar bekümmert oder resigniert, dass die Kinder nun anderswo sind, dass man sie, und falls vorhanden, die Enkel, also nur noch selten sieht; die Jungen schätzen die Möglichkeit, am Ort eine Familie zu gründen, – was das Ziel der

Mein Mann ist gestorben, und zwei Jahre später wurde ich dann arbeitslos. Mit über 50 ist das dann schwierig, was die Arbeit angeht, und solange ich Arbeit hatte, war ich ja auch abgelenkt. Aber dann nachher alleine zu sein und keine Arbeit zu haben, dann fällt man doch schon in ein tiefes Loch. Ich hatte ja glücklicherweise die Enkel, um die ich mich kümmern musste. Mit denen hab ich mich dann beschäftigt.

Das Schöne ist, dass die Enkel im Dorf wohnen. Ich hab alle um mich herum, wie eine Glucke. Das ist schön, Familie bei sich zu haben.

meisten ist –, als schwierig bis unmöglich ein; manche beklagen die Leere im Dorf, keiner sei mehr unterwegs, keine oder kaum noch spielende Kinder irgendwo. Man kann sich das ganz praktisch vorstellen: Wenn morgens 50-60 Kinder von den Eltern oder manchmal auch den Großeltern in den Kindergarten gebracht und abends wieder abgeholt werden, entsteht eine Menge Bewegung.

In dieser Bewegung begegnen sich nicht nur die Eltern bzw. die Großeltern, sondern diese Bewegung wird auch wahrgenommen von denen, die selber keine Kindern haben. Es wird sozusagen als natürliche Bewegung des Lebens wahrgenommen.

Dass zur Vollständigkeit des Lebenszusammenhanges (auch des eigenen) die Anwesenheit aller Generationen gehört – der Kinder und Jugendlichen, der mittleren Altersgruppe, der Alten –, das ist in der ländlichen Tradition immer ganz stark empfunden worden. Die Frage, ob etwas für die Kinder und Jugendlichen getan, ihnen etwas angeboten werden soll, hat sich nie gestellt. Das war immer so selbstverständlich, wie die Zugehörigkeit von Kindern und Jugendlichen zur Gemeinde selbstverständlich war. Die jetzt hin und wieder zu hörende Überlegung, ob es sich denn lohne, etwas für die Kinder und vor allem die Jugendlichen zu tun, wenn die dann sowieso weggehen, ist neueren Datums und heutigen Umständen geschuldet. Sie ist meines Erachtens eher als Hinweis auf den beschädigten Zustand des Gemeinwesens zu verstehen.

Verstärkt werden die Effekte des Fehlens der Kinder und Jugendlichen durch die Verlagerung von Betreuungs- und Bildungseinrichtungen in andere Orte. Diese Verlagerung ist für die Schulkinder mit langen Wegen verbunden; eine Stunde Schulweg sind keine Seltenheit. Diese zwei Stunden täglich fehlen für ihr Leben im Dorf. Wenn sie um halb Drei, halb Vier oder noch später aus der Schule kommen, dann noch mit Hausaufgaben beschäftigt sind, werden sie für das dörfliche Leben praktisch unsichtbar.

Bevölkerungsaustausch

Es gibt also eine deutliche Verschiebung der Gewichte innerhalb der Altersgruppen. Aber das ist nicht die einzige Veränderung, die sich unterhalb der bloßen Einwohnerzahl abspielte – und es ist vielleicht noch nicht einmal die hauptsächliche.

Wichtiger und folgenreicher ist, dass

Frage: Sind viele Leute weggegangen?

Aus den Dörfern sind viele weggegangen, Junge vor allen Dingen. Nach der Wende schnell die, die kein Haus hatten, keinen Hof hatten, keine familiäre Bindung hatten, die sind in den Westen gegangen. Es sind viele weggegangen, wegen Arbeit, nach Bremen, nach Hamburg, Schleswig-Holstein und sonst wohin. Ja, es sind viele gegangen.

die Einwohnerzahl zwar annähernd gleich geblieben ist, aber es sind, fast zur Hälfte, nicht mehr dieselben Menschen, die hier wohnen. Fast die Hälfte der Einwohner der Gemeinde hat seit 1990 Borkow, Schlowe, Woserin, Neu-Woserin, Rothen und Hohenfelde verlassen; an ihrer Stelle sind andere gekommen, Neubürgerinnen und – bürger sozusagen.

Das ist eine heftige Bewegung. Ähnliche Zahlen gab es zuletzt nach dem 2. Weltkrieg. Auch wenn die Unterschiede zur Situation nach dem 2. Weltkrieg auf der Hand liegen (es gibt nach 1990 glücklicherweise keinen Hunger, keinen Typhus, keine Folgen von Kriegsgewalt), ist der Vergleich vielleicht nützlich, um sich das Ausmaß des Umbruchs klar zu machen. Diese Bevölkerungsumschichtung, bei der bis Ende 2002 annähernd die Hälfte der Bevölkerung ausgetauscht wurde (und vermutlich ist es inzwischen mehr als die Hälfte), hat weit reichende Folgen für das Leben in der Gemeinde.

Wohin sind die einen gegangen? Und woher kamen die anderen? Für den Zeitraum zwischen dem 1.1.2001 und dem 30.6. 2003 lassen sich diese Fragen ungefähr beantworten: Insgesamt verließen in dieser Zeit 84 Menschen die Gemeinde (das sind 14,5% oder rund jede/r Siebte); genau zwei Drittel von ihnen (nämlich 56) blieben innerhalb von Mecklenburg-Vorpommern; ein Drittel (28 Personen) zog in andere Bundesländer. Im gleichen Zeitraum kamen 69 Menschen in die Gemeinde (das sind 11,9% oder knapp jede/r Achte); 49 von ihnen sind aus M-V zugezogen, das sind etwas mehr als zwei Drittel, 20 von ihnen kamen aus anderen Bundesländern. Sowohl bei den Zu- als auch bei den Fortzügen überwiegt die Zahl der Männer; der Unterschied beträgt bei den Zuzügen 7,2%, weggezogen sind 16,6 % mehr Männer als Frauen. Auf die Frage, ob zu den Weggezogenen noch eine Verbindung bestehe, kam als Antwort die Schätzung, etwa zwei Drittel hätten noch familiäre oder andere Verbindungen in die Gemeinde, die sie auch aufrechterhielten; vom übrigen Drittel wisse man nichts. Betrachtet man die Entwicklung seit 1990, dann zeigt sich, dass sich die Situation im Laufe der Jahre nicht beruhigt, sondern verschärft hat. Seit 1998 erhöhen sich die Zahlen,

Frage: Drückt sich die Entwicklung auch im Lebensgefühl aus?

Also ich weiß nicht, ob das in den nächsten Jahren noch einmal vernünftig werden wird. Weil, für das Aussehen der Dörfer, weil ja viele alte Hütten da sind, die von den ursprünglichen Eigentümern nicht mehr zu halten sind, da ist man ja auf neue Leute angewiesen, die von außerhalb kommen, natürlich teilweise auch Geld dann kommt. Wenn die sich einpassen, wenn die sich auch aktiv gesellschaftlich einbringen, was ich immer noch hoffe, dass dann auch wieder ein bisschen Leben reinkommt, dass wir das dörfliche Leben, das gesellschaftliche Leben ein bisschen wieder auf Vordermann bringen.

sowohl die der Zu- als auch die der Abwanderung. Das heißt, das Tempo, in dem die Bevölkerung ausgetauscht wird, hat sich seit der zweiten Hälfte der 90er Jahre erhöht. Das entspricht einem allgemeinen Trend, der sich in vielen Bereichen überall im Osten beobachten lässt: seit Mitte der 90er Jahre wird die Situation dramatischer. Vielleicht lässt sich das so erklären: In den ersten Jahren nach der „Einheit“ war die Stimmung eher optimistisch. Die Probleme, die es ja damals schon im sozialen Bereich, auf dem Arbeitsmarkt und anderswo gab, wurden verstanden als lös- bare Schwierigkeiten des Übergangs von einem System ins andere. Man sprach offiziell von 3 - 5 Jahren, die nötig seien, um die Probleme in den Griff zu bekom- men. Außerdem gab es umfangreiche finanzielle Mittel, ABM, Fortbildung, Um- schulung, Zuschüsse, Fördermaßnahmen, die diese Schwierigkeiten zumindest dämpften. Seit Mitte der 90er Jahre stellte sich dieser Optimismus dann in vielen Bereichen als Illusion heraus. Es wurde klar, dass die Probleme bleiben werden, und dass die Situation eher noch schwieriger werden wird. Damit erhöhte sich der Druck auf die Menschen, auch auf die, die im ländlichen Raum leben. Für viele stellte (und stellt) sich die Frage, wie es weitergehen soll, welche Möglichkeiten es noch gibt und wie der Ort aussehen müsste, an dem man leben könnte. Die Ju- gendlichen sprechen es am deutlichsten aus: Eigentlich gefällt es ihnen in dieser Landschaft mit ihren Dörfer; aber es gibt, sagen sie, keine Möglichkeit, hier zu le- ben. Das ist der Schluss, den sie aus der Entwicklung seit 1990 ziehen.

Und wenn man hier ein Grundstück hat und ein Haus, dann kann man nicht einfach weggehen. Das ist leicht gesagt. Damals meine Verwandten auch, komm, Du kannst doch nach Hamburg ziehen! Ich wäre niemals nach Hamburg gegangen. Hätt' ich nicht können. Da wär' ich doch ein Fremder. Klar hätt' ich vielleicht Arbeit gefunden. Aber es ist doch nicht das, was der Mensch braucht. Nur die Arbeit, das ist nicht alles.

Die heftige Bewegung, die Umschichtung innerhalb der Bevölkerung Borkows, bei der fast die Hälfte ausgetauscht wurde, lässt sich auch verstehen als Suchbe- wegung. Es ist die Suche nach einem Ort, an dem man dem gewachsenen Druck standhalten kann, an dem man leben möchte und kann. Die einen veranlasst diese Suche, die Gemeinde zu verlassen; andere führt sie nach Borkow. Das legt die Vermutung nahe, dass es neben der allgemeinen Entwicklung, die mehr oder min- der überall wirksam ist, für die Einzelnen unterschiedliche und eigene Gründe gibt, die sie dazu bringen (oder dazu nötigen), sich auf die Suche zu begeben.

Die Dörfer der Gemeinde sind von diesem Bevölkerungsaustausch unterschiedlich betroffen: In Hohenfelde haben drei Viertel der Bewohner schon vor 1990 hier gelebt oder sind hier geboren worden. In Borkow, Woserin und Neu Woserin stellen die Zugewanderten knapp die Hälfte der Bevölkerung, während sie in Rothen und Schlowe inzwischen die Mehrheit bilden. Die Entwicklung zwischen 1990 und Ende 2002 ist in der folgenden Tabelle zusammengefasst:

Tabelle 3: Bevölkerungsentwicklung und -struktur in den Ortsteilen der Gemeinde Borkow²

		Gemeinde Borkow	Borkow	Hohen- felde	Neu Wo- serin	Rothen	Schlowe	Woserin
Einwohner mit Hauptwohnsitz	01.01.1990	582	357	24	37		56	57
Einwohner mit Hauptwohnsitz	31.12.2002	548	292	28	43	70	55	60
davon Frauen		276	148	14	22	35	28	29
Einwohner mit Nebenwohnsitz	31.12.2002	41	14	2	3	4	12	6
Anteil		7,0%	4,6%	6,7%	6,5%	5,4%	17,9%	9,1%
Geburten	1990 bis 2002	60	26	4	6	13	4	7
Sterbefälle		43	20	3	3	9	3	5
Saldo		17	6	1	3	4	1	2
Zuzüge ges.	1990 bis 2002	243	125	7	17	35	33	26
Wegzüge ges.			197	4	14		35	25
Saldo			-72	3	3		-2	1
Bevölkerungs- entwicklung	1990 bis 2002		-18,2%	16,7%	16,2%		-1,8%	5,3%
Alteingesessene	31.12.2002	305	167	21	26	35	22	34
Anteil		55,7%	57,2%	75,0%	60,5%	50,0%	40,0%	56,7%

² Aufgrund fehlerhafter Datenlage in Rothen zum Bevölkerungsstand 1990 und zur Anzahl der Fortzüge können zur Bevölkerungsentwicklung in Rothen keine Aussagen gemacht werden. Der Anteil Alteingesessener ergibt sich aus der Differenz zwischen dem aktuellen Bevölkerungsstand und den 1990 bis 2002 stattgefundenen Zuzügen. Die in dem Zeitraum Geborenen werden zu den Alteingesessenen / Einheimischen gezählt.

Die Gründe

Sie lassen sich nicht so einfach und genau darstellen wie die Zahlen. Wir konnten niemanden interviewen, der die Gemeinde verlassen hat. Unter den Interviewpartnerinnen und -partnern waren es „nur“ die Jugendlichen, die von einem beabsichtigten Wegzug berichteten. Man kann deswegen die Gründe für ein Verlassen der Gemeinde nur aus der Beschreibung der Situation erschließen. Denn es ist die soziale und persönliche Situation, und es sind die beruflichen Perspektiven, die die Überlegung eines Umzugs aufkommen lassen. Grundsätzlich ist zu vermuten, dass es häufig mehrere, unterschiedlich stark ausgeprägte und zusammenwirkende Gründe sind, die dazu geführt haben, die Gemeinde zu verlassen.

In der Gemeinde Borkow gibt es nur noch 30 (sozialversicherungspflichtige) Arbeitsplätze; 13 von ihnen sind mit Einwohnern der Gemeinde besetzt (Stand Juni 2003). Über 90% derer, die Arbeit haben, gehören zu den Pendlern; sie fahren also jeden Tag eine mehr oder minder große Strecke zur Arbeit. Da mag sich für die eine oder den anderen, die nicht durch Haus und Hof gebunden sind, die Überlegung nahe legen, die tägliche Fahrzeit durch einen Umzug zu verkürzen.

Die Schwierigkeit, überhaupt einen Arbeitsplatz zu finden. Arbeitsplätze gibt es, wenn überhaupt, nur anderswo. Manchmal so weit weg, dass das Familienleben auf das Wochenende beschränkt ist. Auch in dieser Situation kann ein Umzug sinnvoll erscheinen.

Wir waren mal ein attraktives Dorf.
Muß ich schon sagen.

Wir hatten alles. Jetzt haben wir
nichts mehr.

A: Und wenn man hier sitzt, und im Winter dann arbeitslos ist, selbst wenn man im Sommer Arbeit hat, dann kannst Du nichts erwirtschaften und kannst nichts zurücklegen für später, um ein Auto zu kaufen oder ein Haus zu bauen. Dann hast Du keine Grundlagen. Dann brauchst Du an eine Familie gar nicht zu denken.

Frage: Es gibt hier also keine Zukunft?

A: Richtig.

B: Man ist immer dabei, das ...

A: Plus-Minus Null.

B: Man muß immer zusehen, wie man hinkommt am Ende des Monats.

Die Suche nach einem Ausbildungsplatz nötigt viele junge Leute zu einem Umzug. Haben sie die Gemeinde erst einmal verlassen, ist eine Rückkehr nur in seltenen Fällen wahrscheinlich.

Manchmal wurde in den Interviews ein Gefühl der „Aussichtslosigkeit“ beschrieben: Es ist ja schön hier, die Landschaft und so, aber wie soll man hier eine Lebensmöglichkeit

finden? Zur vielfach verbreiteten Grundstimmung gehört die Vermutung, dass der ländliche Raum in Mecklenburg zu den Gebieten im Osten Deutschlands gehört, die dauerhaft abgeschrieben sind. Es besteht der Verdacht, dass niemand mehr die Mühe sich machen wird, diesen Gebieten eine Entwicklungschance zu geben, und dass es die Möglichkeit dazu auch objektiv gar nicht mehr gibt. Auch dieses Gefühl, dieser Verdacht, diese Vermutung, – wie immer sie im Einzelnen begründet sein mögen –, ziehen einen Schluss aus der Entwicklung der vergangenen anderthalb Jahrzehnte.

Das Wegbrechen (fast) aller Versorgungseinrichtungen und Dienstleistungen, ob es sich um Kindergarten, Schule, Lebensmittel, Arzt oder Anderes handelt, hat die praktischen Schwierigkeiten, den Alltag zu organisieren, für viele deutlich erhöht. Das trifft vor allem junge Familien und ältere Menschen. Ohne KFZ geht (fast) gar nichts; Familien mit nur einem Auto haben oftmals Koordinationsprobleme. Jede Erledigung ist mit weiten Wegen verbunden, die Zeit, Energie und Geld verbrauchen. Man arbeitet fürs Auto, aber ohne Auto gibt es keine Arbeit. Das macht die Überlegung plausibel, ob sich das Leben anderswo nicht weniger aufwendig einrichten ließe.

Von denen, die nach Borkow gezogen sind, werden im wesentlichen folgende Gründe genannt:

- Man hat einfach eine Wohnung gesucht, am Ort eine gefunden und findet es hier ganz schön. Die Schwierigkeiten mit Arbeit und Versorgungseinrichtungen seien ja überall gleich, insofern sei es fast egal, wo man wohne, solange man auf dem Land bleibe und nicht in die Stadt ziehe. Manchmal gibt es Beziehungen von früher, man kennt die Gemeinde von früher her, hatte da mal zu tun, hat hier Bekannte, entfernte familiäre Beziehungen o.ä.
Da man sowieso beruflich mal hier und mal dort zu tun habe, müsse die Wohnung bzw. das Haus nicht in einem durch die Arbeit bestimmten Ort liegen. Man konnte sich also aussuchen, was einem gefiel und was günstig war. Für die Gemeinde Borkow traf dann beides zu.
- Der Alterssitz. Nach der Beendigung der beruflichen Tätigkeit habe man noch einmal einen neuen Schritt wagen wollen, raus aus der Stadt, sich mit Garten und Haus beschäftigen, die Schönheit der Landschaft und der Natur und ihre Ruhe genießen, Platz haben für den Wochenend- oder Ferienbesuch von Kindern und Enkeln, einen neuen Mittelpunkt der Familie schaffen usw. Und Borkow bot, was man suchte.
- Die Wochenendborkower (Wochenendwoseriner, Wochenendschlower usw.) Für sie ist die landschaftliche Schönheit, die Seen, die Natur wesentlich. Das

Unberührte, Idyllische, Alte im Gegensatz zum städtischen Leben, aus dem fast alle von ihnen kommen. Am Haus und im Garten möchte man die eigenen Vorstellungen und Überzeugungen umsetzen, durchaus auch Traditionelles dabei neu hinzulernen.

Wichtig ist das selbstbestimmte Gestalten, also einen Platz zu haben, wo man das tun kann, was man selber richtig und schön findet. Man verbringt möglichst viele Wochenenden, Feiertage und Ferien im eigenen Haus, manchmal alleine, manchmal mit Freunden. Und manche können sich vorstellen, dass das „Wochenendhäuschen“ irgendwann zum ständigen Wohnsitz wird, falls es sich beruflich irgendwie einrichten lässt.

- Quer durch alle Gruppen wurde als ein Grund auch genannt, dass es finanziell möglich war, sich in Borkow niederzulassen. Die am Ort verlangten Preise waren für die Befragten finanziell bewältigbar.

Es ist auf der Basis der Interviews nicht möglich, die einzelnen Gruppen zu quantifizieren, ihre Größe also in Prozentzahlen auszudrücken. Auch die Daten, die vom Einwohnermeldeamt herausgegeben werden, lassen eine Schluss auf die jeweilige Zahl und den Anteil nicht zu.

Neben eher zufälligen Gründen, – dass eine Wohnung zu mieten war, dass es familiäre oder freundschaftliche Beziehungen zum Ort gab – sind es für viele auch die landschaftliche Schönheit und die Möglichkeit, einen Grunderwerb im finanziell gegebenen eigenen Rahmen zu realisieren, das die Neu-Borkower (die Neu-Woseriner, Neu-Rothener usw.) zu einem Umzug veranlasst hat.

Die Freude an der schönen Umgebung teilen die Neu-Borkower mit den meisten Alteingesessenen. Arbeit, soziale und kulturelle Angebote spielen offensichtlich keine Rolle. Es gibt zwei Hauptgruppen. Für die eine Gruppe der Zugezogenen ist es, zugespitzt formuliert, sowieso gleich, wo sie wohnen, da ihre beruflichen und sozialen Perspektiven durch die im ländlichen Raum und in der Region überall mehr oder minder ähnlichen Umstände auch überall in gleicher Weise begrenzt

Frage: Wie schwer fällt der Schritt, von hier wegzugehen?

Also ein Haus bauen würd' ich woanders (gemeint ist: im Westen) nie. Der Schritt fällt nicht so schwer, aber man hat Heimweh, wenn man dort ist, sehr stark. Weil, da gibt es halt nicht so die Kumpels, mit denen man das ganze Leben zusammen war. Aber der Schritt ist schon deswegen einfach, weil man braucht ja Geld, man braucht ja Arbeit.

sind. An ihrem Leben ändert sich im Grundsätzlichen nichts oder wenig dadurch, dass sie in der Gemeinde Borkow wohnen. Sie könnten auch in Mustin, Bolz, Klein Pritz oder Techentin oder anderswo eine Wohnung nehmen. Das ist nicht gleichbedeutend mit Desinteresse am Leben in der Gemeinde; es bedeutet nur, dass die Notwendigkeiten, mit denen sich diese Gruppe konfrontiert sieht, drängen-

der sind, und dass diese bedrängte Lage ihre Handlungsmöglichkeiten beschränkt. Die andere Gruppe hat eine private Entscheidung getroffen, nämlich darüber, was ihr gefällt, was sie schön findet und in welchem Rahmen sie leben möchte, und sie war in der Lage, diese Entscheidung auch finanziell umzusetzen. Das setzt – in den meisten Fällen – einen gewissen „Sicherheitsabstand“ zu den Notwendigkeiten voraus. Die Beschränkungen der beruflichen Möglichkeiten, oder schlichter: des Geldverdienens in der Region hat die Entscheidungsmöglichkeit dieser Gruppe nicht oder nicht wesentlich begrenzt. Sie verdient ausreichend Geld entweder trotz der vorhandenen allgemeinen Schwierigkeiten, oder sie verdient ihr Geld anderswo, oder sie hat es bereits verdient und zur Verfügung (als Vermögen, Rente u.a.).

Frage: Die Schwierigkeiten mit der Arbeit, dem Weggehen, dem Zusammenhalt, wie kriegen das denn die Erwachsenen hin?

A: Für die ist das vorgegeben irgendwie.

B: Ich würd sagen, dass sich die irgendwie so eingewöhnt haben. Die versuchen hier zu bleiben, die haben Kinder, Wohnung, Haus, Freunde, Verwandte, das wollen die nicht mehr aufgeben in dem Alter. Wir können noch sagen: Schluß, ich hau jetzt ab hier, verdien mal richtig Geld, komm vielleicht eventuell wieder – aber die sind zu alt. Wenn jemand vierzig ist oder mehr, der geht doch nicht mehr nach Hamburg, da haben die viel zu viel Schiß vor. Also, es gibt einzelne, klar.

Frage: Und wovor haben die Schiß, wovor Ihr nicht Schiß habt?

B: Na, ich denke, dass sie da nicht klar kommen.

C: Ich denke, die haben sich hier bisschen länger dran gewöhnt als wir. Ich stell mir das ziemlich schwer vor. Wenn ich mir vorstelle, ich wäre so alt wie mein Vater und müsste dann hier weggehen... Vielleicht ist das auch der Grund, warum einige von uns gleich den Schritt gewagt haben; weil sie nämlich gesehen haben, wenn ich hier noch zehn oder zwanzig Jahre warte, dann traue ich mich vielleicht nicht mehr.

Die Folgen

Wenn die Hälfte der Bevölkerung im Laufe von knapp anderthalb Jahrzehnten ausgetauscht wird, hat das Folgen. Da der Austauschprozess nach und nach erfolgt, sind diese Folgen nicht unmittelbar sichtbar. Nicht Wenige – sowohl in den Interviews als auch in den Gesprächsrunden zur Lokalen Agenda – haben erst einmal bezweifelt, dass diese Daten des Einwohnermeldeamtes überhaupt stimmen, und fingen an, im Kopf die einzelnen Ortsteile durchzugehen.

Man kann diesen Austausch aus verschiedenen Perspektiven zu beschreiben versuchen, um die sozialen und emotionalen Folgen wenigstens anfänglich zu verstehen. Aus der Perspektive derer, die gehen oder bereits gegangen sind:

In der ersten Phase, den Jahren unmittelbar nach 1990, sind unter denen, die weggingen, viele gewesen, deren Bindung an das Leben auf dem Lande mit seinen Traditionen und Gepflogenheiten gering war, die sich im ländlichen Raum auf die eine oder andere Weise eingeschränkt sahen, und die sich anderswo die Möglichkeit erhofften, das Leben, das sie sich wünschten, dann auch zu leben. Man könnte sagen: das war eine optimistische Phase, in der sich der Optimismus der ‚Auswanderer‘ mit dem der Dableibenden traf, die noch von einer Lösung der vorhandenen Probleme ausgingen. Das Weggehen dieser Gruppe hinterließ in der zuversichtlichen Stimmung kaum Spuren.

In der zweiten Phase, etwa ab Mitte der 90er Jahre, ändert sich der Charakter. Zwar gibt es immer auch die Neugier auf die Fremde, die Lust auf Neues, die Suche nach einem anderen Leben, das einem besser gefällt, aber allmählich tritt ein Gefühl in der Vordergrund, das mit dem Optimismus der ersten Phase nichts mehr gemein hat: „Da, wo ich bin, kann ich nicht leben.“ Dieser Satz aus einem Interview formuliert das Gefühl drastisch. Im Wörtchen „kann“ ist eingeschlossen, was man als Minimum vom Leben erwartet und von sich selbst. Wenn zum Beispiel die Gründung einer Familie das Armutsrisiko nach sich zieht, weil beide arbeiten müssen, um die Familie zu ernähren (und schon der Arbeitsplatz für die eine oder den einen von beiden nicht sicher ist), dann kann man hier nicht leben. Nirgendwo in den Interviews ist von großen Erwartungen, Reichtümern, Luxus die Rede. Die Haltung ist eher defensiv und richtet sich auf das Elementare, auf das, was für das eigene Leben wesentlich ist. Das ist die eigene Familie, um die man sich sorgt oder die man gründen möchte, das ist der Beruf, das Auskommen, und das ist ein Leben, das nicht am unteren Rand stattfindet. Die Schwierigkeiten werden von den verschiedenen Generationen durchaus ähnlich gesehen; die mittleren und älteren Jahrgänge sind durch ihre intensiveren Bindungen aber eher gezwungen, unter den schwierigen Umständen dazubleiben (das kann z.B. heißen: sich mit schlecht be-

zahlten Jobs bei Zeitarbeitsfirmen, mit weit entfernten Arbeitsstellen, allgemeiner gesprochen, sich mit der einen oder anderen Form der Deklassierung abzufinden). Für die meisten ist das Weggehen mit einer Verlufterfahrung verbunden. Man muss etwas aufgeben. Im Interview mit der Borkower „Klicke“ (im Alter etwa zwischen 17 und Anfang 20) waren die Zahlen diese: Einer wusste, dass er bleiben wird; drei wären auf jeden Fall gegangen, weil sie ein anderes Leben und andere berufliche Perspektiven wollen; zehn sind gegangen oder werden gehen, hätten sich aber auch ein Bleiben vorstellen können und es gewollt, wenn es möglich gewesen wäre; macht zusammen 14.

Der Abschied ist ein Schritt, der auch Mut verlangt. Die Jugendlichen formulierten diese Voraussetzung indirekt: sie vermuten, dass die Generation ihrer Eltern sich einfach nicht mehr „traut“, weil sie zu sehr gebunden ist, nicht mehr offen genug, um neue Leute kennen zu lernen, dass sie „viel zu viel Schiss haben“ vor der Fremde. Und sie zogen daraus den Schluss, dass sie wegmüssten, bevor auch sie so geworden seien. Das bedeutet auch, dass die Generationen zumindest an dieser Stelle gespalten sind, dass es für die Jungen darum geht, nicht in die Situation der Generationen vor ihnen zu geraten.

Die Neuborkower, Neuwoseriner, Neuschlower usw. können die, die gegangen sind, nicht ersetzen. In der Perspektive derer, die bleiben, sind diejenigen, die dazukommen, erst einmal weniger sichtbar. Die sind mit Haus, Garten und dem Sich-Einfinden beschäftigt, und man kennt sie nicht.

Die Abwanderung wird dann sehr stark erlebt, wenn es die eigene Familie oder das unmittelbare Umfeld betrifft. Die Berichte darüber in den Interviews sind meist resigniert. Auch wenn man die Gründe versteht und nachvollziehen kann, auch wenn man selber mal mit dieser Möglichkeit in Gedanken gespielt hat, es bleibt eine Art bitterer Beigeschmack, eine schwer zu fassende Trauer. Bei Männern schwingt gelegentlich ein Selbstvorwurf mit, der nämlich, nicht in der Lage gewesen zu sein, den Kindern zu helfen. Abwanderung der Jungen, das weiß man aus allen Gesellschaften, in denen Abwanderung stattfindet, bewirkt eine Schwächung der elterlichen, vor allem der väterlichen Position, genauer gesagt: legt ihre Schwäche offen. Man nennt Beispiele, wo es jemandem gelungen ist, seinen Sohn irgendwo „unterzubringen“. Dass das die seltene Ausnahme ist, und die Verhältnisse ansonsten eben so sind, wie sie sind, ist bestenfalls ein schwacher Trost. Früher hätte man mehr Möglichkeiten gehabt, sich für die Kinder einzusetzen. Auch heute setzen sich Eltern sehr stark für ihre Kinder ein, suchen mit ihnen und für sie Ausbildungs- oder Arbeitsstellen. Das Weggehen der Kinder zeigt dann das Scheitern dieser Versuche, zeigt auch, wie schwach die eigene Position im sozialen Raum geworden

ist. So schwach nämlich, dass die Verbindungen, Beziehungen, Kenntnisse, die man hat, nicht mehr ausreichen, um den Kindern auf ihrem Weg zu helfen. Das trifft Väter stärker als Mütter. An der Abwanderung der Kinder erfahren sie ihre eigene Deklassierung. Die Einschätzung der Jugendlichen, ihre Eltern (gemeint sind vor allem die Väter) seien gebunden in alten, unveränderlichen Verhältnissen, ihnen fehle der Mut, sie seien eigentlich handlungsunfähig und könnten nur noch so weiter machen wie bisher, beschreibt diese Deklassierung aus der jugendlichen Perspektive. Die Jungen stemmen sich gegen den Abstieg, den sie an ihren Eltern zu beobachten meinen. Die Entwertung der beruflichen Kenntnisse und Erfahrungen, der Verlust an zusätzlichen Erwerbsmöglichkeiten, das Schwinden von Anerkennung, das Wegbrechen von Beziehungen und Verbindungen, in denen man sich gegenseitig geholfen hat, der Zwang, Tätigkeiten anzunehmen, die schlecht bezahlt sind und kaum Prestige besitzen, sich Bedingungen zu unterwerfen, die man eigentlich ablehnt, gegen die man sich jetzt aber nicht mehr wehren kann, all das, worin die Deklassierung sich ausdrückt, bekommt mit der Abwanderung der Kinder auch innerhalb der Familie Gewicht und verändert das Verhältnis der Generationen zueinander.

(Die Beschreibung basiert auf vier Interviews mit Männern zwischen Anfang 40 und Anfang 50. Die unten wiedergegebenen, abgebrochenen, unvollständigen Sätze sind gänzlich untypisch für das Interview, dem sie entnommen sind. Sie zeigen in ihrer Gebrochenheit, dass das Thema schwierig ist, dass es schmerzende Stellen berührt. Zwischen den einzelnen Sätzen gab es gelegentlich längere Pausen. Die Ausgangsfrage war die nach dem Schicksal der Kinder.)

Also erst mal war man ja damit beschäftigt, den Arsch an die Wand zu kriegen, ich sags mal so. Hat ja keiner damit gerechnet. Früher, – das kannst du vergessen, was früher war. Das zählt nicht mehr.

Was ich mit die beiden rumgelaufen bin! Ich mein, früher hätt' ich anders, na ja, früher wär' das anders gewesen, ist ja klar.

Also mit der Lehre, das ging noch. Das hat mir ein ehemaliger Kollege gesagt, dann bin ich gleich da hin.

Und danach.

Ich mein, der eine hätt' – also da wo ich damals auch war. Naja, Zeitarbeitsfirma ist nicht jedermanns Sache, musst du mal dahin und dorthin, und die Bezahlung..... (Schulterzucken)

Aus der Perspektive der Älteren, der Großeltern-Generation, bedeutet die Abwanderung der Kinder (die für die Eltern bekanntlich auch dann noch Kinder bleiben, wenn sie Mitte 30 oder älter geworden sind,) gelegentlich einen vollständigen Umbau der Lebensvorstellung und der Lebensplanung. Sie hatten ihr Leben unter anderem auch darauf ausgerichtet, „im Kreise der Familie alt zu werden“, dh. wenn es soweit sein würde, die Aufgaben des Großelternseins zu übernehmen und dann auch zunehmend in den Versorgungszusammenhang der Familie eingebettet zu leben.

Dass auf die Lehrjahre die Wanderjahre folgen, von denen es heißt, sie seien nützlich, damit die Jungen sehen, wie es anderswo zugeht; dass die Kinder irgendwann aus dem Haus und ihrer eigenen Wege gehen, schließlich eine eigene Familie gründen, ist normal und notwendig. Diese Art der Abwesenheit der Kinder ist zeitlich befristet, und spätestens mit den Enkeln wächst ganz praktisch der Zusammenhang und Zusammenhalt zwischen den Generationen wieder. Die sich in diesen Sätzen bündelnde Lebensvorstellung ist tief in den ländlichen Traditionen verankert.

Wenn durch die Abwanderung die Abwesenheit der Kinder zu einer zeitlich nicht überschaubaren wird, wenn die Entfernungen zu groß werden, um auch mal vorbei zu kommen, ohne gleich mehrere Tage einplanen zu müssen, (weil es sich aus Gründen der Entfernung sonst nicht lohnt), dann ist dieser Lebensentwurf gescheitert. Das Telephon ist nützlich, aber kein Ersatz. Die Älteren müssen sich dann darauf einrichten, dass sie nur noch auf Ferien beschränkt Großeltern sein können, und dass sie in den Schwierigkeiten des Alterns alleine leben werden.

Zumindest zwei Folgen gibt es, die über den engeren familiären Zusammenhang hinausreichen. Zum einen entstehen Lücken in den Kommunikationszusammenhängen und Gesprächskreisen innerhalb der Gemeinde und der einzelnen Dörfer, die auch zum Abbruch von Kommunikationssträngen führen können. Es fehlen Gesichter, es fehlen Meinungen, es fehlen Interessen und Aktivitäten, es fehlen manchmal auch Charaktere. Diese Lücken können von den Neu-Borkowern nicht geschlossen werden. Mit ihnen können nur neue Gespräche angefangen werden. Die andere Folge: mit dem Weggang der Jungen fehlen die, die irgendwann in aktive und verantwortliche Positionen einrücken können und sollen. Ihr Zahl wird zumindest erheblich geringer. In insgesamt fünf Interviews taucht in unterschiedlichen Formulierungen die Frage auf: Wer soll das mal übernehmen und weiterführen?

In der Perspektive derer, die in die Gemeinde gezogen sind, wirkt die Gemeinde gelegentlich unzugänglich. Der soziale Raum wirkt verschlossen, die Leute seien mit sich selber beschäftigt, man stehe auf Grußfuß, das schon, aber mehr sei sel-

ten. Häufiger seien die Kontakte zu denen, die sich in derselben Position befinden, die anderen Zugezogenen. Auch die, die gerne in die Gemeinde sich einbringen, an ihrem Leben stärker Anteil nehmen wollen, wissen manchmal nicht so recht, wie. Die Gruppe der Zugezogenen ist nicht homogen. Diejenigen, die vor zehn Jahren gekommen sind, sind in einer anderen Position und haben eine andere Position im Dorf als die, die erst vor einem oder drei Jahren kamen, oder die nur am Wochenende hier sind, um nur ein Beispiel zu nennen.. Manche sehen sich zumindest ein Stück weit in die Gemeinde hineingewachsen, durch Interesse und Engagement, andere sind über erste nachbarschaftliche Kontakte noch nicht hinausgekommen. Trotz dieser Unterschiede ist für die Zugezogenen das Gefühl der Zugehörigkeit schwierig, wenn auch in unterschiedlichem Grade. Gelegentlich wird von Ressentiments berichtet, etwa wenn Meinungen oder Aktivitäten mit dem Hinweis, das seien doch Zugezogene, entwertet werden sollen.

Mir scheint, dass sich hier wenigsten drei verschiedene Prozesse überlagern. Zum Einen die Folgen der Abwanderung. Die Abwanderung hat das Gespräch innerhalb des Dorfes schwieriger gemacht, sie bindet viele Energien (weil man erst einmal mit ihr zurecht kommen muss), sie hat die sozialen Räume ausgedünnt und damit die Fähigkeit der Gemeinde geschwächt, neue Mitglieder aufzunehmen.

Zum Andern fehlen die Medien, die Mittel, mit denen und durch die Zugezogene in die Gemeinde integriert werden könnten: Arbeitsplätze, Kindergarten, Schule, Konsum usw., also all die Orte, an denen Einheimische und Zugezogene sich „wie von selbst“ begegnen.

Und zum Dritten: Vielleicht die Hälfte der Zugezogenen, vielleicht mehr, kommt aus städtischen Zusammenhängen. Die Sitten und Gebräuche dort sind andere. Die Zugezogenen bringen Verhaltensweisen und Lebenshaltungen mit, die städtisch sind, dh. dem sozialen Ort „Stadt“ angemessen. Diese Haltungen sind selten bewusst. Sie können sich niederschlagen in Fragen der Ökologie und der Gartenbewirtschaftung, der Art, Feste zu feiern, in Bauweise und Baustil, in der Freizeitbeschäftigung, im Sporttreiben oder wo auch immer.

Gewöhnlich bleiben diese Verhaltensweisen unbewusst, dh. sie folgen einem habitualisierten Muster, das das Verhalten unterhalb der Bewusstseinsgrenze bestimmt und steuert. Anderen fällt an einem selbst häufig genau das auf, womit man selber gar keine bewussten Absichten verbunden hat. Sie können aber auch eingesetzt werden, um Abgrenzungseffekte zu erzielen, um Unterschiede zu markieren. Das gilt natürlich für die Zugezogenen wie für die Alteingesessenen. Die mal mehr, mal weniger markierten Abgrenzungen sind Teil der Veränderungen, denen die Gemeinde seit mehr als einem Jahrzehnt ausgesetzt ist. Sie sind nicht mehr als ein Teil der Veränderungen, da sie aber zu den sicht- und greifbaren gehören, während viele andere schwer zu fassen sind, fallen sie deutlicher auf.

Insgesamt spielen diese Abgrenzungen in den Interviews eine wenig wichtige Rolle. Im Vordergrund steht das eigene Schicksal, die Familie, das unmittelbare Umfeld. Es gibt einige wenige verstreute Bemerkungen etwa über die „Grünlich-Alternativen“, die immer dagegen seien, oder über neue Hausbesitzer: da sei jemand hingezogen, der habe Geld; oder „die“ würden oft rücksichtslos mit der Natur umgehen usw. Es ist allerdings auch denkbar, dass ein Grund für die geringe Rolle, die die Abgrenzungen in den Interviews spielen, in der Zurückhaltung liegt, sich über andere zu äußern. Es ist deshalb möglich, dass die Unterschiede mehr Konfliktpotential enthalten, als in den Interviews zum Ausdruck kommt.

V. Damals und Heute

In fast allen Interviews tauchen die Worte „damals (oder früher) und heute“ auf. Sie werden ganz selbstverständlich verwendet, um den Bericht vom eigenen Leben zu kategorisieren, ihm eine Struktur und Gestalt zu geben. Damals, das war vor der sog. Wende, bevor die Welt, die man vielleicht nicht immer mochte, in der man sich aber auskannte, verschwand. Die damalige Welt, die man selber meint, unterscheidet sich erheblich von der damals gültigen offiziellen Version. Ihre Elemente werden etwa so beschrieben:

Zum Einen gab es einen stabilen Rahmen, zu dem die Vorherrschaft des Staates bzw. seiner Partei ebenso gehörte wie die Sicherheit, mit der Bereitschaft zu Arbeit und Fleiß in einer durchaus auskömmlichen Situation leben zu können. Die Formulierung, in der dies zusammengefasst wird, lautet in einem Interview so: „Jeder will ja vernünftig leben, und das konnten wir damals.“ Auf dem Dorf, so in einem anderen Interview, fuhr man Lada, Skoda und Wartburg. Der Unterschied zwischen Stadt und Land war jedenfalls im Bereich der Einkommen aufgehoben.

Zum Andern war Kollegialität im Bereich des Sozialen der zentrale Wert. Sie zu pflegen, dh. auch: den Anforderungen, die aus ihr erwachsen, zu genügen, war so etwas wie selbstverständliche Pflicht. In ihr verkörpert sich das Ideal des gegenseitigen Nutzens ebenso wie das des menschlichen Umgangs miteinander. In vielen Interviews, 21 von 28, klingt dieses Ideal nach. Es bezog sich nicht nur auf die berufliche Tätigkeit im engeren Sinne.

Kollegialität galt auch gegenüber den Alten, die nach Möglichkeit einbezogen wurden, auch gegenüber den Kindern ...

Dass es im Dorf einen Kindergarten, eine polytechnische Oberschule, einen Friseur, Arzt, Konsum, Post usw. gab, war nicht nur eine Frage der Organisation von Dienstleistungen und Ausbildung, sondern auch eine der Kollegialität. Kollegialität war das Strukturprinzip des Sozialen. Dass es

manchmal Schwierigkeiten, Probleme, Streit gab und ‚allzu menschlich‘ zugeht, hieß nicht, dass die Kollegialität als Wert in Zweifel gezogen wurde.

Und drittens: Unter dieser doppelten Bedingung, einem politisch-ökonomisch stabilen Rahmen und der Kollegialität als verlässlicher Ordnung des Sozialen, konnte jeder und jede dem sich zuwenden, was die Soziologen den Primärbereich nennen:

Früher waren wir [die Frauen] alle finanziell unabhängig, die gearbeitet haben. Das ist jetzt natürlich anders. Ich krieg zwar Arbeitslosenhilfe, aber ich bin ja doch auf meinen Mann finanziell angewiesen. Das war früher eben nicht. Jeder hat sein Geld verdient, wenn's auch nicht viel war. Wir sind aber ausgekommen.

der Familie, den Kindern, der Partnerschaft, der eigenen persönlichen und beruflichen Entwicklung. Zugespißt formuliert: Eben weil die Bedingungen stabil erschienen, so verlässlich wie unveränderlich, erlangte das sog. Private eine enorme Bedeutung. Die Bezeichnung

„Privat“ meinte damals etwas anderes als heute. Zum Einen gab es, seit der zweiten

Nachkriegsgeneration, vielfältige Verwandtschaften innerhalb der Dörfer und der Region, und zum andern war die soziale Grenze zwischen der eigenen Familie und den Kolleginnen und/oder Kollegen fließend. Dem Privaten fehlte der defensive Rückzugscharakter, der ihm heute eignet. Das lag daran, dass die Kollegialität zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen oder Allgemeinen vermittelte.

Es gibt ja dann die Urlauber aus dem Westen, die sagen zu mir: „Na, jetzt nach der Wende ist es doch viel schöner!“ „Was heißt hier schöner“, sag ich, „ich hab früher hier den Rasen gemäht, das mach ich jetzt auch. Und vor allem“, sag ich, „ich mein, ich will jetzt nicht die große Politik übern Haufen werfen, aber für mich war’s früher hier schöner. Es war nicht so frisch verputzt alles und hell angestrichen, aber für mich war hier Leben drin.

Jetzt ist das alles ne tote Bude.“

Das war damals. Das Heute wird beschrieben als instabil. Unsicherheit, Ungewissheit sind häufiger benutzte Worte. Wer weiß schon, was sein wird. Im Bereich des Politischen gibt es zwar eine wiederum unveränderlich erscheinende Ordnung, die der Bundesrepublik, aber was da geschieht, ist weit entfernt, und die Auswirkungen, wenn sie denn Borkow erreichen, erscheinen eher unverständlich, häufig widersinnig. Jedenfalls erwartet man von Neuerungen nichts Gutes. Es ist kein Rahmen entstanden, der lokal und regional sinnvoll gefüllt werden könnte. Ökonomisch wird die heutige Situation in fast allen Interviews als schwierig bis katastrophal beschrieben, selbst wenn man die eigene finanzielle Lage nicht als besonders dramatisch ansieht. Es geht den Kindern nicht gut, oder man hat Freunde und Bekannte von früher, deren Situation sehr unsicher ist. Der Satz: „Uns geht es ja noch eini-

Wir hatten ja hier in Borkow im Schloß den Kulturraum, und den haben wir für Feiern und anderes genutzt. Da gab es auch einen Anglerball, einen Feuerwehrball, die LPG hat da Veranstaltungen gemacht, alles war eben da in dem Saal im Schloß. Jetzt ist das ja privatisiert, mit Ferienwohnungen.

germaßen, aber ...“ wird, unterschiedlich formuliert, in gut einem Drittel der Interviews gesagt (11 von 28). Die Familie, also das Private, ist geschrumpft. Der Zusammenhalt in den Großfamilien, den Ver-

wandtschaftsnetzen, hat mehr oder minder stark gelitten. Kolleginnen und Kollegen gibt es – jedenfalls am Ort – für die allermeisten nicht mehr. Das Prinzip der Kollegialität hat seine strukturierende und vermittelnde Kraft verloren.

Die Beschreibung der Situation „damals“ hat mit „DDR-Nostalgie“ nichts zu tun. Im Kern sind die Sätze, die über das „Damals“ gesagt werden, unpolitisch; die parteipolitische Orientierung, soweit sie in den Interviews überhaupt erkennbar wird, spielt keine Rolle. Ihre Einflussmöglichkeiten damals (und heute) beschreiben die Interviewpartnerinnen und -partner mit der Floskel: „Man konnte/kann es ja nicht ändern.“ Man ist da ganz realistisch. Was beschrieben wird, ist nicht eine politische Option, sondern es ist die Weite oder Enge sozialer Räume, ihre Begehrbarkeit. Die Wörter „früher und heute“ beschreiben eine Verlusterfahrung. Es war die Tiefe des Einschnitts nach 1990, die dazu geführt hat, dass der Gegensatz „Damals – Heute“ zum zentralen Wahrnehmungs- und Orientierungsmuster wurde. Das heißt: er ist der Leitfaden, anhand dessen die eigenen Erfahrungen verstanden und mit dessen Hilfe Orientierungen gesucht werden. Dass das Konsumniveau höher geworden ist, dass sich die Reisemöglichkeiten beträchtlich erweitert haben (beides, sofern man es sich leisten kann), dass die politischen Freiheiten größer geworden sind, wird in keinem der Interviews bestritten. Das Gegensatzpaar „Damals-Heute“ zielt auf den Raum „unterhalb“ der allgemeinen politischen Ebene. Es geht um den sozialen Raum, von dem aus, bzw. von der Position aus, die in ihm eingenommen wird, die eigenen Perspektiven beschrieben werden können. Natürlich gibt es dabei

Früher, da sind wir, also die Kollegen, einmal oder manchmal zweimal die Woche noch in die Kneipe und haben zusammen einen getrunken, ein Bier oder zwei. Nach der Arbeit. Bloß mal so. Heute sieht man sich nicht mal mehr.

auch so etwas wie eine Selbstverortung im großen Ganzen, aber diese wird meist ziemlich nachlässig und mehr aufs Ungefähre vorgenommen. Sie ist nicht wichtig, genauer gesagt, sie ist abhängig von der Bestimmung des Konkreten. Das, wovon berichtet wird, ist das Nahe, das den Raum für das eigene Leben, das ja ganz konkret stattfinden muss, ganz unmittelbar bietet. Und dabei Möglichkeiten bereitstellt oder eben nicht. Das

zeigt sich daran, dass auch diejenigen, die von Schikanen und Schwierigkeiten mit dem politischen System der DDR berichten, es sind insgesamt vier, in ihrer Schilderung des sozialen Raums der Gemeinde Borkow das Schema „Damals-Heute“ ganz selbstverständlich verwenden.

Die Bedeutung des Schemas „Damals-Heute“ erwächst aus der Tiefe des Einschnitts nach 1990. Die Vorstellung, es würde sich „nur“ das ökonomische und politische System ändern, während das Andere – Familie, Nachbarschaft, Kultur, Vereinswesen, Dorf, also das im Wortsinn Soziale (das miteinander Verbundene) –,

bleiben könnte, einfach weiterfunktionieren würde, war, falls es sie gegeben haben sollte, war naiv. Der Einschnitt betraf tatsächlich, wenn auch in unterschiedlichem Maße, alle Bereiche. Was das Schema dominant macht, ist das Fehlen neuer Strukturprinzipien des Sozialen nach dem Einschnitt, die die Rekonstruktion des sozialen Raums ermöglicht hätten. Der Rückzug in die eigenen vier Wände, der von fast allen Interviewpartnerinnen und -partnern beschrieben und beklagt wird, ist eine der Folgen dieses Fehlens.

Es fehlen die Medien, die es erlauben, den gemeinsamen Raum auch tatsächlich zu betreten. Der bloße Wille reicht dazu nicht aus. Der gemeinsame Raum wird dadurch fiktiv, oder schärfer formuliert: ein nicht betretbarer Raum existiert nicht. Jedes Dorf steht deswegen vor der äußerst schwierigen Aufgabe, den eigenen sozialen Raum neu zu erfinden. Das Prinzip der Kollegialität, das nicht nur Arbeitskollegen miteinander verband, sondern auch das Organisations- und Orientierungsschema der Versorgungseinrichtungen, der Feste usw. war, basierte auf der Organisationsform der LPG und verschwand mit deren Verschwinden. Es bot auch denen Integrationsmöglichkeiten, deren Arbeitsplatz nicht in der LPG angesiedelt war. Ein anderes Medium der Integration steht auch nach anderthalb Jahrzehnten nicht zur Verfügung. Jedenfalls wird in den Interviews keines genannt.

Es geht dabei nicht um irgendwelchen abstrakten Einsichten oder theoretischen Annahmen. Der leer gewordene Raum zeitigt ganz existentielle Wirkungen, Angst zum Beispiel:

„Früher brauchte man keine Angst haben. Das war so. ... Ich hatte nie Angst im Wald. Und nach der Wende, da hab ich mich bei jedem Knacken umgeguckt. Da war das ein ganz anderes Gefühl.“

Um genau dieses „ganz andere Gefühl“ geht es. In ihm artikuliert sich, ganz existentiell, der Unterschied zwischen „Früher“ und „Heute“. Es ist immer noch derselbe Wald, aber er ist auf eine seltsame und unerklärliche Weise fremd und bedrohlich geworden. Das wird noch dadurch gesteigert, dass es ein Wald ist, den man gut kennt, nicht irgendein unbekannter in einer fremden Gegend. In diesen Sätzen wird beschrieben, dass sich das Vertraute und Bekannte in etwas Fremdes und Bedrohliches verwandelt hat. Einige Zeit später heißt es im selben Interview:

„Früher bin ich alleine im Dunkeln durch den Wald gegangen, heute würd ich das nicht mehr machen.“

Der Wald, ein bekannter Raum, ist un-zugänglich geworden, jedenfalls im Dunkeln, und er wirft auch am Tage bedrohliche Schatten. Wenn man dieses unbehagliche Gefühl für schlicht irrational hält, es auf „Sensationspresse“ und Medienberichte zurückführt, verstellt man sich den Blick auf die soziale Bedeutung, für die Hinweise auf die Veränderungen des sozialen Raums, die in dieser Unbehaglichkeit, dieser Verunsicherung verborgen sind.

Das Wahrnehmungsschema „Damals-Heute“ erfasst alle Bereiche, auch die, die ihrer Bedeutung nach eher marginal sind, zum Beispiel die Freizeitbeschäftigungen. Wenn etwa die Einführung und die erhebliche Steigerung der Jagdpachten oder die Privatisierung der Seen mit den im Belieben der nunmehrigen Besitzer oder Pächter stehenden Preisen für Angelscheine (ab 200 Euro jährlich aufwärts) dazu führen, dass für diejenigen, die untere oder mittlere Positionen im sozialen Raum einnehmen, diese Aktivitäten, die „damals“ noch möglich waren, inzwischen nicht mehr möglich sind (oder nur noch „schwarz“). Damit verschwinden manchmal auch Formen des Familienlebens – Vater und Sohn gehen angeln. Das wird dann auch in den Interviews als Verlust beschrieben.

Bei den Zugezogenen ist die Bedeutung des Schemas erwartungsgemäß schwächer. Sie können sich auf das „Damals“ der Gemeinde Borkow nicht beziehen, sie lebten damals ja noch nicht hier. Sie haben ihr eigenes „Damals“, das aber in seinen Strukturen durchaus eine große Ähnlichkeit mit dem Borkower „Damals“ hat. Insofern gibt es jenseits der fehlenden Kenntnisse über das, was in Borkow gewesen ist, Gemeinsamkeiten, die zu einer gemeinsamen Basis werden könnten.

Das Gegensatzpaar „Damals-Heute“ wird auch als Schema der Bewertung verwendet. Die Ereignisse, die Erfahrungen, die Perspektiven werden in diesem Schema und durch dieses Schema geordnet und damit bewertet.

Frage: Und womit sind die Leute beschäftigt?

Fernsehgucken. Also es ist jeder ... jetzt sieht man nur noch selten Leute draußen. Vor Jahren, das war noch zu DDR-Zeiten, hat man sich noch über den Gartenzaun unterhalten können, das ist jetzt auch alles weggebrochen. Die sagen, ich bin doch nicht blöd und racker mich ab im Garten, ich kann mein Gemüse doch im Supermarkt kaufen, obwohl – das schmeckt nicht mehr so.

Naja, das ist eben so.

Aber im Großen und Ganzen war Ruhe, das Untereinander war vernünftig, die Familien haben zusammengehalten.

Ich kann mich noch dran erinnern, das muß in den 80er Jahren gewesen sein, weil es in diesen Dörfern ja sehr viele Großfamilien gibt, wo einer mit dem andern verwandt und verschwägert ist, da wurde Jugendweihe gefeiert. Da haben sich die Familien zusammengetan, da waren dann in den Verwandtschaften zwei oder drei Kinder, die in diesem Alter waren, da haben die Familien, da haben die mit, ich weiß nicht, mit bis zu 120 Leuten Jugendweihe gefeiert, das waren, sagen wir mal, drei Familien zusammen, die miteinander verwandt waren.

Da hat die halbe LPG am Boden gelegen! Weil die Melker zum Feiern waren, weil die Traktoristen zum Feiern waren, tja, da mussten die Maurer mit ran, da musste die Baubrigade mit ran, die mussten in den Stall rein und mussten die zwei Nächte überbrücken. Weil das halbe Dorf lag am Boden, wenn solche Großfamilien dann gefeiert haben, Jugendweihe, Hochzeiten und so. Die haben zusammen gehalten.

Und jetzt schauen Sie heute in die Familien. Manche reden nicht mehr miteinander, manche leugnen, dass sie mit den anderen verwandt sind; alles so diese Streitigkeiten, Erbschaften und Grund und Boden und so, das hat viele, viele Familien, nicht alle, aber die meisten, kaputt gemacht. Ist leider so.

Früher hat man davon nicht viel gespürt. Ob der eine nun vier Bullen im Stall hatte und der andere nur einen, da wurde geholfen. Also im zwischenmenschlichen Bereich haben wir durch die Wende verloren, eindeutig. Heute hören wir am eigenen Gartenzaun auf zu denken und fangen dann an, über den Gartenzaun hinweg den anderen anzubrüllen. Da hat man sich mit den Nachbarn in der Wolle. Da haben wir viele Beispiele.

VI. Die Borkower „Klicke“

Sie haben sich in einem Halbkreis uns gegenüber gesetzt. Auf der Couch-Garnitur wir, dh. Takwe Kaenders, Christoph Schützler, das Mikrofon und ich; auf der anderen Seite die „Klicke“. Dieses Gegenüber ergab sich ohne bewusste Absicht. Mit dem Halbkreis setzen sie eine Grenze, uns gegenüber und dem Raum gegenüber, in dem wir uns befinden, dem Dorfgemeinschaftshaus. Diese Abgrenzung, die nichts Aggressives hat, eher eine Selbstverständlichkeit feststellt und sichtbar macht, bleibt das ganze Gespräch über erhalten. Es gibt – von der „Klicke“ aus – keinen Versuch, diese Grenze irgendwie zu verwischen. Das prägt auch unsere Fragen.

Zur „Klicke“ gehören etwa 25 junge Leute im Alter zwischen 17 und 23 Jahren. Zum Interview gekommen sind 14 von ihnen, 5 Frauen und 9 Männer. Die „Klicke“ insgesamt hat etwa doppelt so viele männliche wie weibliche Mitglieder. Die Verabredung mit ihnen war relativ einfach. Der Termin wurde mit zweien von ihnen abgesprochen, die dann die anderen informierten. Die Kommunikation innerhalb der Gruppe funktioniert offensichtlich gut. – Das Aussehen ist gepflegt. Die Frauen sind geschminkt, die Kleidung offensichtlich sorgfältig gewählt; die Männer gut rasiert und frisiert und das, was man früher „ordentlich gekleidet“ genannt hätte. Auch die vor dem Haus geparkten Autos, kleinere Modelle mit meist schon ein paar Jahren auf dem Buckel, sind sauber, innen wie außen. Offensichtlich gehört Nachlässigkeit oder Schlampigkeit in diesen äußeren Dingen nicht zum Stil der „Klicke“.

Dass wir uns im Dorfgemeinschaftshaus treffen, liegt daran, dass es in der Gemeinde Borkow keinen Raum für junge Leute gibt. Die Überlegung der Erwachsenen, die Jungen könnten doch im Dorfgemeinschaftshaus einen Raum mitnutzen, war nicht praktikabel. Dafür gibt es zu wenig Gemeinsamkeiten zwischen den Erwachsenen und den jungen Leuten. Auf der Seite der Erwachsenen steht die Erwartung, die Jugendlichen sollen sich so oder so verhalten – Rauchen, Alkohol, Lautstärke der Musik, zum Beispiel – auf der Seite der jungen Leute steht der Anspruch, den Raum, den die „Klicke“ nutzt, selber zu gestalten, und die Regeln, die in ihm gelten, selber festzulegen.

Dass diese Unterschiede nicht überbrückbar sind, zeigt, wie groß der Abstand zwischen den Generationen, den Älteren und den Jüngeren, inzwischen ist. (Das ist auch anderswo so, Borkow macht da keine Ausnahme.) Die „Klicke“ trifft sich an der „Busse“, der Bushaltestelle, – man steht da, hört Musik aus den Autoradios, trinkt etwas, unterhält sich; manchmal trifft sie sich in einer leeren Garage, im Sommer an irgendeinem See, und eigentlich nie bei irgendjemandem zu Hause.

Der Halbkreis, den die „Klicke“ wie selbstverständlich bildet, dient, wie sich sehr schnell herausstellt, der Selbstverständigung innerhalb der „Klicke“. Er ermöglicht den raschen Blickkontakt, die Abstimmung untereinander, das Reagieren auf Fragen oder Situationen, das die Gemeinsamkeit, den inneren Zusammenhang der Gruppe festhält und sicherstellt. Manchmal geht eine Bewegung durch den Halbkreis, aus der dann die Antwort auf eine Frage kommt oder das, was gerade gesagt wurde, ergänzt, erweitert, balanciert wird.

Die „Klicke“ tritt als Ganzes auf; sie legt Wert auf die Solidarität innerhalb der Gruppe. Das heißt nicht, dass Unterschiede eingeebnet werden, sondern dass die Unterschiede auf das Gemeinsame bezogen werden; es sind Unterschiede innerhalb der Gruppe, keine, die eine Spaltung mit sich bringen oder dazu führen, dass einer oder mehrere plötzlich außerhalb stehen.

Auch wenn sich manche mehr und andere weniger äußern, gibt es keine „Wortführer“ im eigentlichen Sinn, die also nicht nur die Gruppe nach außen vertreten, sondern auch nach innen festlegen, was „angesagt“ ist. Auch zwischen den Männern und den Frauen gibt es keinen merkbaren Unterschied, dass etwa die Männer mehr reden und das, was sie sagen, mehr gelten würde. Man hat eher den Eindruck, dass die Position der Frauen innerhalb der „Klicke“ stark ist. Auffällig ist auch, dass die „Klicke“ bei fast keiner Frage überrascht wirkt. Die Themen, die durch die Fragen berührt wurden, sind in der einen oder anderen Weise offensichtlich bereits Gesprächsthema innerhalb der Gruppe gewesen.

Die Kante, die im Interview am deutlichsten sichtbar wird, ist die gegen die Welt der Erwachsenen oder Älteren. Sie ist härter und schärfer als die normale jugendliche Kritik an einer Erwachsenenwelt, die man als junger Mensch eben vorfindet und die einem an dieser oder jener Stelle nicht gefällt; also das, was sich mit jeder neuen Generation wiederholt. Zugespitzt – und vielleicht ein wenig überspitzt – könnte man sagen: die Welt der Erwachsenen ist für die Jugendlichen nicht mehr gültig; sie bietet keine Orientierung, keine Wege, die gehbar sind. Die Erwachsenen befinden sich in der Sicht der Jugendlichen in einer Sackgasse und sind mit ihrer Welt eigentlich gescheitert. Diese Abgrenzung wird fast ohne Aggression, ohne Wut, vorgetragen, eher wie eine längst feststehende und unbezweifelbare Tatsache. Die Welt der Erwachsenen ist abgehakt. Das äußert sich gar nicht in erster Linie in Vorwürfen gegen die Eltern; in manchen Äußerungen schwingt im Gegenteil ein gewisses Mitleid mit deren Schwierigkeiten mit. Aber zu den Fragen, die die Jugendlichen bewegen, haben sie nur noch wenig zu sagen. (In den Interviews mit den Erwachsenen taucht diese Situation gelegentlich als Vorwurf gegen sich selbst auf, den Kindern oder Enkeln so wenig helfen zu können.)

Die Mitglieder der „Klicke“ sind in einem Alter, zwischen 17 und 23, in dem sich zwei für das weitere Leben wesentlich Fragen stellen: die nach der beruflichen Ori-

entierung und die nach Partnerschaft und Familie. Sie erwarten keine Antworten von den Erwachsenen. Da die Fragen aber eine Antwort brauchen, und sei es irgendeine, haben sie sich die „Klicke“ erfunden. Es geht – natürlich – immer auch um den Spaß an der Party, am gemeinsamen Baden oder darum, mal „die Sau rauszulassen“; aber den anderen Schwerpunkt, ihr inneres Gewicht, hat die „Klicke“ im Gespräch über die sich unvermeidlich stellenden Fragen. Da werden Wege gesucht und getestet, da wird das Selbstverständnis, wie man sich selber sieht und was man vom Leben erwartet, den anderen präsentiert, da holt man sich Kritik und Hilfe. Wie stark der Zusammenhalt ist, der daraus entsteht, zeigt sich daran, dass auch die, die in andere Gegenden gezogen sind, um dort Arbeit und Lebensmöglichkeit zu finden (die Entfernungen reichen bis Baden-Württemberg), immer noch ganz selbstverständlich und fraglos Mitglieder der „Klicke“ sind. Wenn sie, so oft es geht, nach Borkow kommen, dann nicht nur, um die Eltern zu besuchen, sondern zumindest auch, vielleicht vor allem, um die anderen zu sehen und mit ihnen über das, was inzwischen passiert ist, zu reden. Die „Klicke“ gehört zu den intensiven Verbindungen und Freundschaften, die nur im Kindes- und Jugendalter entstehen, dann aber ein Leben lang halten können.

Zur Antwort auf die beiden Fragen nach Beruf und Familie gehört ein Ort. Wo soll es sein? Nur einer, ein einziger unter den 14 Anwesenden, geht sicher davon aus, dass Borkow auch in Zukunft sein Zuhause sein wird. Die anderen rechnen eher damit oder gehen fest davon aus, dass das, was sie leben wollen, hier nicht möglich sein wird, sie also gezwungen sein werden, anderswohin zu gehen. Einige sind diesen Schritt schon gegangen.

Aber auch wenn sie gehen werden, hätten sie doch gerne einen Ort, an dem sie sich treffen und reden können.

VII. Widersprüchliche Empfindungen

Jeder soziale Raum definiert sich durch die Positionen, die in ihm eingenommen werden und eingenommen werden können. Es geht also nicht nur um oben - unten, reich - arm, Mann-Frau, aktiv-inaktiv, anerkannt - gering geschätzt, Großfamilie-Einzelperson, aufsteigend-absteigend oder wie immer die Parameter aussehen, mit denen die unterschiedlichen Positionen beschrieben werden können. Es geht auch um das, was in einem sozialen Raum möglich und was nicht möglich ist.

Borkow, als kommunale Gemeinde, ist erst einmal eine Einheit, die durch verwaltungstechnische Entscheidungen entstanden ist. Man braucht nur einen einzigen Spaziergang durch die Teilgemeinden zu machen, um zu sehen, dass Borkow, Woserin, Hohenfelde, Neu-Woserin, Schlowe und Rothen durchaus unterschiedlich sind. Sie zu einer Gebietskörperschaft, einer kommunalen Gemeinde, zusammenzufassen, geht zurück auf Traditionen, auf ökonomische, schulische und infrastrukturelle Verbindungen, Schwerpunkte und Zusammenhänge und nicht zuletzt auf Verwaltungsnotwendigkeiten. Zu einem gemeinsamen sozialen Raum werden sie erst, wenn es für die Einwohner möglich wird, sich über die Familie hinaus auf diesen Raum zu beziehen, sich in ihm zu verorten, also ihre eigene Position in ihm zu finden und zu bestimmen.

Die Möglichkeit, sich auf den sozialen Raum, den Borkow darstellt, zu beziehen, ist nicht von selbst gegeben (das gilt für jeden sozialen Raum). Aus der bloßen Tatsache, dass Menschen in einem Dorf oder einer Gemeinde leben, ergibt sich ja nicht von selbst, gleichsam automatisch, eine Gemeinsamkeit, eine soziale Nähe zwischen ihnen. Damit dieses Sich - Beziehen auf einen gemeinsamen Raum entstehen kann und möglich ist, braucht es verschiedene Medien, also Mittel.

Ein wichtiges Medium ist zum Beispiel die **Zeit**. Je länger jemand am Ort wohnt, desto größer sind – in den meisten Fällen – die Möglichkeiten, sich auf den sozialen Raum zu beziehen, sich in ihm zu verorten. Die Möglichkeit erweitert sich noch, wenn die Dauer sich auf mehrere

Früher war das ja anders. Wenn da mal Tanz war, Feuerwehrball oder so etwas, da waren Junge und Alte zusammen. Heute hat sich das ja so ein bisschen gespalten.

Was sollen wir mit der Musik, sagen die Jungen, und gehen da gar nicht mehr hin.

Generationen erstreckt, also schon die Großeltern am Ort lebten. Das ist gemeint, wenn es in den Interviews heißt, man könne und wolle nicht weg, sondern sei durch Haus und Familie gebunden. Manche Eigenschaften, Akzent, Aussprache, körperliche Ausdrucksformen lassen sich nur durch langfristige Anwesenheit erwerben. Das gilt auch für jene besonderen und manchmal lebenslangen Verbindungen, die

sich aus Kinder- und Jugendfreundschaften entwickeln. (Die Borkower „Klicke“ ist ein Beispiel dafür.) Das Haus ist die physisch gewordene, bauliche Gestalt der Zeit, die die Familie an dieser Stelle gelebt hat (und/oder in Zukunft leben will). Daran lässt sich auch erkennen, wie radikal der Bruch ist, zu dem die Jugendlichen sich genötigt sehen und den sie vollziehen. Sie beschreiben ihre Eltern als unlösbar eingebunden in Zeiten, von denen sie sagen, es seien nicht mehr die ihren. Das ist nicht die jugendfrische Kritik an den Alten, wie sie in allen Generationen üblich – und notwendig – war. Die Zeiten, in denen ihre Eltern leben, werden von den Jungen aufgekündigt, weil sie nicht mehr tragen, weil sie die Selbstverortung im sozialen Raum nur noch zum Preis der Deklassierung und des Abstiegs ermöglichen. (Die Jungen täuschen sich, fast hätte ich gesagt: natürlich, darin, wie sehr die Zeiten der vorhergehenden Generation auch die ihren sind. Sie teilen mit der Generation ihrer Eltern nämlich weitgehend die Werte, die Lebenskonzepte, die Vorstellungen von dem, was im Leben wünschbar ist. Sie haben diese Zeiten inkorporiert. Deswegen fürchten sie, sich ebenso „einzugewöhnen“ wie ihre Eltern, also in die Zeiten eingebunden zu werden. Deswegen das Heimweh, das sie anderswo empfinden. In beidem kommt ihre Bindung zum Ausdruck. Die Zwangslage, in der sie sich befinden, ist die: sie würden – mehrheitlich – durchaus bleiben, wenn es möglich wäre. Es ist aber nicht möglich, weil die Zeiten, also die gewohnte Art und Weise des Sich-Beziehens auf den sozialen Raum, nicht mehr tragen. Es gibt keine Perspektive, sagen sie, d.h. keine Zukunft, also keine verfügbare Zeit. Die im sozialen Raum akkumulierte Zeit ist in ihrer Sicht verbraucht und ungültig. Sie teilen zwar die Ansicht, dass „früher“ mehr möglich war, früher auch für sie mehr möglich und der Weg einfacher gewesen wäre, aber da das „Früher“ ungültig geworden ist, sehen sie keine andere Möglichkeit als die eines Ortes, an dem die Uhren anders gehen. Durchaus mit der Ungewissheit, ob sie sich in die neuen Zeiten werden einfinden können.)

In der Form, die der soziale Raum in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten angenommen hat, ist es für die Jungen, genauer: einen mehr oder minder großen Teil von ihnen, schwierig geworden, sich in diesem Raum zu verorten. Das ist natürlich nicht nur ein Problem von Borkow, aber auch eines von Borkow. Es gibt, vielleicht mit Ausnahme der Feuerwehr (mit der Jugendfeuerwehr), kaum noch einen gemeinsamen Ort der Generationen.

Wenn Häuser aufgegeben werden, vor allem, wenn es so zahlreich geschieht wie in Borkow in den vergangenen Jahren (sonst wäre der Wechsel von Abwandernden zu Zugezogenen nicht möglich gewesen), dann werden die Zeiten umgebrochen. Borkow hat in den letzten beiden Generationen zwei solche Umbrüche erlebt; nach dem Krieg, als die Flüchtlinge kamen, und in den Jahren seit der deutschen Einheit. Das Medium Zeit steht also nur begrenzt zur Verfügung, um sich auf den sozialen

Raum zu beziehen. Es ist nur noch für einen Teil der Bevölkerung brauchbar, und auch das nur in eingeschränkter Weise.

Ein anderes Medium sind die Einrichtungen für Kinder, also **Kindergarten und Schule**. Dieses Medium ist wichtig zum einen für die Eltern. Ihr Interesse daran, wie es den eigenen Kindern ergeht, bringt sie in Verbindung mit anderen Eltern. Diese Verbindung kann auch in anderen Bereichen wirksam werden. Man kennt sich jedenfalls durch die Kinder. Wichtig ist dieses Medium auch für die Kinder. Kindergarten und Schule sind die ersten Schritte aus der Familie heraus. In diesen

Im Konsum hat man sich getroffen, vor dem Konsum hat man geklönt.
Man wusste ja, was weiß ich, wann Ware kam, und dann sind die Leute halt gekommen, weil sie von der Mangelware auch was abhaben wollten, Bananen und so. Pro Person eine Banane, und Nüsse zu Weihnachten, hundert Gramm Haselnüsse, hundert Gramm Walnüsse.
Man hat alles aufgehoben und zu Weihnachten beiseite gelegt, wenn es Weihnachtsmänner gab und so.

Schritten öffnet sich für die Kinder der soziale Raum. Sie stiften die Verbindung zu anderen Kindern, später zur „Dorfjugend“. Dass Kindergarten und Schule aufgelöst wurden, macht es für Kinder wie für Eltern schwieriger, sich zu verorten. Ein drittes Medium sind die **Versorgungseinrichtung**, also Konsum, Arztpraxis, Post, Friseur usw.
Man könnte diese Einrichtungen

definieren als Zusammenhang von Bedürfnissen und Kommunikation.

Am Beispiel des Friseurs oder der Friseurin (neudeutsch: Haarstylistin): Wenn man über den Friseursalon spricht, ist immer dreierlei gemeint: die Frisur als sozialer Ausweis; das Selbstgefühl und die Selbstdarstellung (also wie man sich selbst sieht und von anderen gesehen werden will); und der Dorfklatz, oder freundlicher: das Kommunikative eines Friseurbesuchs. Die drei Aspekte lassen sich nicht voneinander trennen. Natürlich geht man nicht zum Friseur, wenn man nicht muss (wenn es nicht „dran“ ist). Aber die Frage, ob man zum Friseur geht, weil man z.B. für eine Familienfeier ein neues Gestylt-Werden braucht und ordentlich aussehen will und muss, oder ob man hinget, weil man das Bedürfnis hat, die Tatsache der Familienfeier mitzuteilen (mit all den damit zusammenhängenden Verzweigungen, die der eigenen Familiengeschichte, die kommentiert wird mit den Familiengeschichten anderer, Anwesender wie Abwesender, die ebenso besprochen werden), ist nicht zu entscheiden. Nicht zufällig findet man in einem Friseursalon selten nur einen Kunden oder nur eine Kundin. Die Frisur wird dabei nie zweitrangig. Der Abschied von der sog. „Dorfkrause“ hin zu anderen und neueren Formen von Tönung und Gestaltung übersetzt (vermittelt durch Fernsehen, Zeitschriften, Peer-Groups) noch ganz andere Entwicklungen und Veränderungen, den Lebensstil der neuen Zeiten

nämlich, in den örtlichen Friseursalon. Der aber ohne die Familiengeschichten, ohne das Kommunikative, nicht auskommt. Die Vorstellung von Dienstleistung, von der neuen Frisur, die durch einen Hausbesuch des Friseurs oder der Friseurin zustande kommt oder in – vom Dorf aus betrachtet – weit abgelegenen regionalen Zentren (Kleinstädten) stattfindet, ist naiv. Der Dienstleister muss in diesem Fall alle kommunikativen Anteile von Dienstleistung ersetzen, was ein enormes Talent voraussetzt und kaum gelingen kann. Je weiter der Umkreis, in dem die Dienstleistung erbracht wird, desto schwieriger die Aufgabe: Es ist praktisch unmöglich, über das Geschehen in ganz unterschiedlichen Dörfern en détail auf dem Laufenden zu sein und dieses Wissen abrufbar zu halten. Die Friseurin oder der Friseur kann die anderen Kunden und Kundinnen nicht ersetzen. Der Friseurbesuch wird so zur Enttäuschung. Es gibt nur noch die neue Frisur. – Was hier am Beispiel des Friseursalons beschrieben wurde, gilt für alle Dienstleistungen. Der Verlust der Versorgungseinrichtungen, das wird in allen Interviews so geschildert, hat das innergemeindliche Gespräch in Borkow beschädigt.

Ein viertes Medium sind Betriebe, Arbeitsplätze, **Arbeitszusammenhänge** überhaupt. Kollegialität ist ein starkes Bindeglied, und das Verhältnis zu den Kolleginnen und Kollegen wird in den Interviews (in den Teilen, in denen über frühere Zeiten berichtet wird) als wichtig oder sehr wichtig beschrieben. An der Arbeitslosigkeit bedrückend ist auch das Fehlen eines kollegialen Kontakts. Den Arbeitskollegen oder die Arbeitskollegin lernt man durch

Also früher, das muß ich sagen, war es intensiver. Zu DDR-Zeiten, das war, das konnte man schon so sagen, wie eine Familie. Durch meine Arbeit hatte ich ja auch ständig Kontakt mit den Leuten, das war schon ... Jetzt ist doch, mehr oder weniger zieht sich jeder zurück, aber das ist doch – ich denke mal, das hängt auch mit der Arbeit zusammen. Viele Leute fahren früh los und kommen abends wieder, dann ist ja auch Familie angesagt. Aber früher, da war hier die Konsumverkaufsstelle, das war schon mal so ein Treff. Oder die damalige LPG, da waren eben alle zusammen, und da wurden eben auch Feste gefeiert.

Das hat sich nachher verlaufen.

die gemeinsame Arbeit kennen; Kollegialität war meist ein dauerhaftes Verhältnis. Aus ihm konnten sich im Laufe der Zeit zwischen einzelnen dann auch Freundschaften entwickeln (es gab auch welche, heißt es in einem Interview, „mit denen wurde man nie richtig warm“). Die LPG hatte auch kommunale, soziale und kulturelle Aufgaben in der Gemeinde übernommen. Um diese Aufgabe zu erfüllen, musste sie (neben Geld und Maschinen) die Arbeitskraft ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einsetzen. Die waren dadurch direkt an der Lösung von Problemen in der

Gemeinde, an der Verbesserung von diesem oder jenem beteiligt. Der massive Verlust von Arbeitsplätzen in der Gemeinde, der damit einhergehende Zwang, anderswo und ohne Bezug zur Gemeinde Arbeit zu finden – rund 90 Prozent der Beschäftigten sind Pendler – hat die Möglichkeit, sich in der eigenen Arbeit und durch sie auf das gemeindliche Leben zu beziehen, stark eingeschränkt. Er hat auch zum Verlust der in der gemeinsamen Arbeit verankerten Kollegialität geführt oder zumindest das kollegiale Verhältnis stark geschwächt.

Das sind die vier Medien – das Medium der Zeit, das des in den Erziehungseinrichtungen konkretisierten Generationenverhältnisses, das der Versorgungseinrichtungen und das der Arbeit – die vier wesentlichen Mittel, die Borkow und in Borkow zur Verfügung standen, um den Einzelnen einen Bezug auf den gemeinsamen sozialen Raum zu ermöglichen. Das Vereinsleben, gemeinsame Feste, kulturelle Veranstaltungen oder ähnliches bauen auf ihnen auf bzw. entwickeln sich aus ihnen, können sie aber nicht ersetzen. Sie brauchen dieses Fundament (oder ein anderes). Das Fehlen des Fundaments, so vermute ich, ist auch einer der Hauptgründe für die oft mangelnde Resonanz auf die Angebote in der Gemeinde.

Der öffentliche Raum, der als öffentlicher auch der gemeinsame ist, wird dadurch unzugänglich. Er ist wie verschlossen. Das hat praktische Konsequenzen: Man kann zu jeder Tageszeit durch Borkow, Schlowe, Woserin, Neu-Woserin, Hohenfelde und Rothen gehen und trifft – (fast) niemanden. Ab und zu sieht man jemanden in den Gärten, ab und zu ein Auto, das ein Grundstück verlässt; aber ansonsten: keine plaudernden Nachbarn, keine spielenden Kinder. Wenn diese Beschreibung übertrieben ist, dann ist sie nicht sehr übertrieben. Die Beobachtung, die ich während einiger Spaziergäsertage in der Gemeinde gemacht habe, zeigt den Rück-

Frage: Gibt es innerhalb der Gemeinde auch Ängste?

Ja, Angst vielleicht auch, aber auch so eine Lustlosigkeit. Die Argumente sind immer so vorgeschoben, eine Gleichgültigkeit, Faulheit muß man manchmal auch schon sagen. Am besten nur zu Hause in den eigenen vier Wänden und am besten nichts anderes mehr. Das ist sehr schade. Ich nehme mich da gar nicht aus.

zug, der in vielen Interviews beklagt wird. Man hat im Dorf nichts mehr zu erledigen, es gibt keinen Anlass, das Haus und das Grundstück zu verlassen.

Der Rückzug ins Private, von dem die Interviews berichten, ist eine Folge davon, dass der soziale Raum unzugänglich geworden, irgendwie leer oder verschlossen ist. Privatisierung war und ist ja auch das zentrale Leitbild seit Beginn der 90er Jahre. Übrig bleibt der Binnenraum der Familie, deren Bedeutung gewachsen ist. Zwar gibt es etliche Probleme, vor denen eine mehr oder minder große Anzahl in der

Gemeinde in gleicher Weise steht: Schwierigkeiten mit der Arbeit z.B., aber diese Probleme sind innerhalb der Gemeinde nicht zu lösen, können durch Gemeinsamkeit, in welcher Form auch immer, nicht bewältigt werden. Sie werden privat und isoliert erlitten. Ihre Lösungen – Pendlerdasein, Abwanderung – liegen jenseits des sozialen Raums, der Borkow ist. Dieses Beschränkt-Sein aufs Private wirkt auf den ersten Blick häufig als Lustlosigkeit, Faulheit oder Gleichgültigkeit, was es in vielen Fällen aber nicht ist.

Die Veränderungen seit 1990 liegen in der Perspektive der Borkower gänzlich im Objektiven; sie waren bzw. sind abstrakt, nicht so recht fassbar. So wird es in den Interviews beschrieben. Man hatte und hat auf sie keinen Einfluss, und es gibt keinen Bereich (mehr) außerhalb der Familie, in dem man noch handeln könnte (im Unterschied zum bloßen Reagieren). Die Entwicklung des gesellschaftlichen Bereichs außerhalb der Familie, die Ereignisse der vergangenen

anderthalb Jahrzehnte, das eigene Schicksal und das von Angehörigen und Freunden, wird hauptsächlich passiv beschrieben, als erlittenes. Man hatte ausreichend damit zu tun, um die oben zitierte drastische Formulierung aus einem der Interviews zu wiederholen, „den Arsch an die Wand zu kriegen“ (in einem anderen Interview heißt es: „den Boden unter den Füßen nicht zu verlieren“). Die Haltung angesichts der Übermacht der neu entstandenen Verhältnisse war (und ist) weitgehend defensiv. Die Entscheidungen, die notwendig *und* möglich waren, bezogen sich im wesentlichen darauf, die

Klar haben die Zeit, aber sie wollen nichts mehr machen. Dieses Träge regt mich immer so auf. Wenn man sie anspricht und sagt, Du hast doch Zeit, kannst Du nicht das und das machen, – die machen das, die machen das sofort, aber es muß ihnen in die Hand gedrückt werden, so und so, und dann machen sie es auch. Aber von alleine

Frage: Was sollte sich denn ändern, gibt es da irgendetwas?

Was soll ich sagen? Wenn ich was brauch, oder wie auch immer, ich hab immer noch ein gutes Verhältnis auf der LPG, da kann ich immer hingehen. Und ich hab meine Arbeit – demnächst hab ich sie wieder.

Frage: Und dass jeder nur noch vor seiner eigenen Tür kehrt?

Ne, ich weiß nicht. Das bleibt so, und das wird auch so bleiben, jedenfalls noch eine Weile. Nehm ich an.

Also, wenn einer hier klingelt, und der braucht was, das mach ich. Da hab ich kein Problem mit. Aber ich sag ja

Defensive glücken zu lassen, also ein gewisses Minimum zu sichern und nicht abzurutschen. Wer sich da falsch entschied, landete im Aus. Und der Preis, der für die Defensive zu bezahlen war, war mehr oder minder hoch.

Das lässt sich auch als Veränderung des Verhältnisses zwischen dem Raum, den die Gemeinde Borkow darstellt, und dem gesamtgesellschaftlichen Sozialraum beschreiben. Borkow ist ja Teil eines übergeordneten Raums, in dem die Regeln, die dann auch in Borkow gelten, definiert und festgelegt werden. In den Regeln und ihrer Festlegung spiegeln sich, natürlich, die maßgeblichen Interessen. Für diese Interessen ist Borkow (der ländliche Raum im Osten überhaupt) ein weit abgelegenes Gebiet. Inzwischen wird die Frage diskutiert, ob es sich überhaupt lohne, ihn zu entwickeln.

Zu einem Ganzen wurden die Entwicklungen nach 1990 nur vermittels der *externen* Wirkungen der einzelnen Aktionen und Handlungen, außerhalb jeder Interaktion, jeder Verbindung und Absprache zwischen den Akteuren, und jenseits jeder individuellen und kollektiven Kontrolle. In dieser Situation waren die eigenen Lebenskonzepte nur als Anpassung an die objektiven (oder als objektiv angenommenen) Bedingungen der neuen Zeit und als isolierte, private, formulierbar. Für manche hieß das auch: sie waren gar nicht formulierbar. (Das ist die katastrophische Form des Provinziellen: Über den Krieg wird in der Hauptstadt entschieden, vom Kaiser, vom Führer, von wichtigen Männern, von Interessengruppen, Parteien. Man selber erduldet und erleidet ihn nur.) Wenn die eigenen Lebensinteressen gar nicht oder nur als in die private Form eingepasste formulierbar sind und in der Folge – wenn überhaupt – auch nur in dieser beschränkten Form gelebt werden können, dann wird es schwierig, sich und das eigene Leben auf den sozialen Raum als den gemeinsamen zu beziehen. Die eigenen Handlungen werden zu isolierten, weil eines ihren hauptsächlichsten Merkmale die Orientierung an den in denen neuen Zeiten einzig legitimen Zielen ist. Dann wird man sich, zumindest an dieser Stelle, selber unverständlich.

Die widersprüchlichen Empfindungen, die in vielen Interviews artikuliert werden, resultieren daraus, dass auf der einen Seite durch die Entwicklung der vergangenen Jahre der Zugang zum sozialen Raum schwieriger geworden ist, auf der anderen aber die Notwendigkeit, sich auf diesen Raum zu beziehen, das Bedürfnis nach Teilhabe, Kontakt, Gemeinsamkeit nach wie vor vorhanden ist (es wird in 22 der 28 Interviews ausdrücklich genannt). Einerseits möchte man, andererseits tut man nichts. Die wenigen Erklärungen für diesen Zustand, die zur Verfügung stehen, sind vage, Probleme mit der Arbeit beispielsweise, oder Neid. Sie befriedigen auch diejenigen nicht, die sie anwenden. Der Widerspruch in den Empfindungen ist kein psychologisches, also individuelles Problem, sondern er drückt aus, welches Verhältnis zwischen sozialem Raum und den Einzelnen unter den gegebenen Umständen, das bedeutet: als Resultat der vorangegangenen Entwicklung, möglich ist. (Darum lässt er sich auch nicht durch einen bloßen Appell: Nun lasst uns mal alle wieder....!, auflösen und überwinden).

Der Widerspruch ist auch bei den Zugezogenen wirksam. Sie finden keinen Ansatzpunkt, an dem sie sich auf den für sie neuen sozialen Raum beziehen könnten. Private oder nachbarschaftliche Kontakte ja, aber auch selten mehr. Auch für sie gilt, dass es schwierig ist herauszufinden, wie man in der Gemeinde aktiv werden kann. In ihrer Perspektive ist das Dorf, die Gemeinde unter diesen Bedingungen nur in engen Grenzen zugänglich. Das erschwert die Selbstverortung, das Finden der eigenen Position im sozialen Raum, was es wiederum schwieriger macht, sich in ihm zu bewegen.

Frage: Wie ist das Auskommen mit den Leuten im Dorf? Grüßt man sich?

Auf alle Fälle.

Frage: Hat sich da etwas geändert?

Ich finde, zu DDR-Zeiten, da war der Zusammenhalt anders. Da hat einer dem andern geholfen, ohne zu sagen, gib mal, ohne die Hand aufzuhalten. Der eine hat das gemacht, der andere hat das gemacht. Wobei ich sagen muß, dass das in unserem Bekanntenkreis immer noch so ist. Also wenn unser Nachbar irgendwas braucht, dann kriegt er das, und auf eine andere Art hilft er mir dann auch mal. Ich denk mal, in der Großstadt ist das anders. Aber die Ellbogen werden hier auf dem Land auch schon mal ausgefahren, und ich denk mal, dass der – Neid will ich das gar nicht nennen. Es ist anders geworden. Dieser Zusammenhalt ist nicht mehr so, wie er vorher war.

Frage: Können Sie erkennen, woran das liegt?

Ich weiß nicht, ob das nicht auch daran liegt, dass viele Leute keine Arbeit haben und dann auf die gucken, die Arbeit haben, und denken, ach, das möchte ich auch haben, kann ich mir aber nicht leisten. Ich bin nicht so, ich freu mich, wenn sich jemand was anschaffen kann, aber Arbeit möchte ich auch gerne haben, davon mal abgesehen. Ich bin nicht neidisch auf die, die Arbeit haben, die sollen sich freuen. Nur hoff ich noch mal auf eine ABM-Stelle beim Frauenbund. Das hat Spaß gemacht mit den Frauen. Die sind klasse. Da kann man sich drauf verlassen. Das war ne schöne Zeit, die ABM damals.

Die Positionen im sozialen Raum

Verändert hat sich nicht nur das je eigene Schicksal, nicht nur die Möglichkeit, sich auf den sozialen Raum zu beziehen und sich in ihm zu bewegen, verändert haben sich auch die Positionen, die im sozialen Raum Borkow möglich und vorhanden sind und die Teilungen dieses Raums.

Verschwunden sind beispielsweise alle Positionen, die sich aus der beruflichen bzw. betrieblichen Hierarchie innerhalb der LPG oder der KAP ergaben. Das geschah ziemlich rasch noch im Jahr 1990. Dies gilt für die oberen wie für die unteren Positionen innerhalb der betrieblichen Hierarchie. Verschwunden sind auch die Position, deren Grundlage Organisationen wie Parteien oder Nationale Front waren, aus auf der Hand liegenden Gründen. Alle diese Positionen waren nicht nur Positionen innerhalb der LPG oder der Nationalen Front, sondern zugleich auch Positionen im sozialen Raum. Am wichtigsten waren die Positionen, die sich mit der Tätigkeit in der LPG verknüpften. Vom Spektrum der Aufgaben der LPG her, von ihrer Funktion als Strukturprinzip der ländlichen Regionen, waren diese Positionen im sozialen Raum umfänglicher, als es z.B. die Position der Eigentümer der heutigen landwirtschaftlichen Betriebe ist., da sich die Funktion der LPG nicht auf die Produktion beschränkte, sondern soziale, kulturelle und teilweise auch kommunale Bereiche in sich aufnahm. Eine Tätigkeit als Leitungskader in der LPG war quasi automatisch mit einer gehobenen Position im sozialen Raum verbunden. Die Leitungskader waren nicht nur aufgrund der finanziellen Gratifikation ihrer Tätigkeit „oben“ angesiedelt, sondern auch aufgrund des sozialen Prestiges, der Nähe zu jenem Zentrum, in dem Entscheidungen getroffen wurden, die für das Dorf wichtig waren. Diese Position musste gleichwohl gehalten werden, dh. die Funktionen mussten auch erfüllt werden. – Die Inhaber dieser Positionen traten logischerweise mit dem Verschwinden dieser Positionen in den Hintergrund. Viele von ihnen standen wohl auch an der Schwelle zum Rentenalter.

Verschwunden sind auch die Positionen, die in der LPG, beim Rat der Gemeinde oder dem Rat des Kreises angesiedelt waren, und die sich im weitesten Sinne mit dem Sozialen beschäftigten, vom Kindergaren über die Begleitung der beruflichen Orientierung von Jugendlichen bis zur Organisation von Festen und Feiern. Durch diese Tätigkeiten sicherten und erweiterten vor allem Frauen ihre Position im sozialen Raum. (Während die Tätigkeit als Leitungskader vor allem von Männer zur Sicherung der eigenen Position genutzt wurde.) Das Dorfgemeinschaftshaus hat Teile dieser Tätigkeiten aufgenommen, und es dadurch ermöglicht, die damit verknüpften Positionen zumindest teilweise im neuen sozialen Raum zu erhalten. Deshalb ist das Dorfgemeinschaftshaus auch zu einem Kristallisationspunkt in der Gemeinde geworden.

Zählt man diese Positionen zusammen, dann wird schnell klar, dass 60-70 Prozent der erwachsenen, also berufstätigen Bevölkerung ihre Position im sozialen Raum, soweit sie in ihrer beruflichen Tätigkeit gründete, in den Entwicklungen der Jahre 1990-1995 verloren haben. Das heißt, dass zwei Drittel der Bevölkerung (vielleicht mehr) ihre Position neu bestimmen mussten, da die berufliche Basis ihrer bisherigen Position weggebrochen war. Diese Neubestimmung, diese Suche nach der eigenen Position im sozialen Raum ist mit einem erheblichen Energieverbrauch verbunden, sie kostet Kraft, und sie ist sehr anstrengend. In manchen Momenten sah man vielen der Interviewpartnerinnen und -partnern die Anstrengung der Suche an.

Der Positionsverlust war faktisch eine Entwertung der bisherigen beruflichen Kenntnisse und des damit verbundenen sozialen Prestiges. Man kann sagen: Je spezifischer oder spezialisierter die Kenntnisse, desto größer die Entwertung. Eine ganze Reihe von Berufen gab es einfach nicht mehr; bei anderen waren die technischen Instrumentarien und Verfahrensweisen plötzlich ganz andere. Für alle anders war, dass die Arbeitskollektive verschwanden, jedenfalls in der bekannten Form, und damit die soziale Gestalt der Arbeit. Verschwunden war auch die bisherige der Vermittlung zwischen Produktion und Gesellschaft, also die Integration von betrieblicher, sozialer, kultureller und kommunaler Ebene (ohne dass etwas anderes diese Integrationsfunktion übernommen hätte).

Mein Mann ist jetzt im Winter auch wieder arbeitslos. Er hat sich im Osten bei verschiedenen Zeitarbeitsfirmen beworben, bloß mit 5 Euro 50 die Stunde kann ja kein Mensch überleben.

Es waren im wesentlichen drei Strategien, mit denen versucht wurde, die berufliche Basis für eine Neubestimmung der eigenen Position zurück zu gewinnen: zum einen der Weg in die Selbständigkeit, zum andern die Abwanderung und als drittes die Umschulung in einen neuen Beruf. Diejenigen, die noch in dem Beruf arbeiten, den sie bereits 1989/90 ausübten, sind eine kleine Minderheit. Die erste Strategie, die Selbständigkeit, haben etwa 30-40 Personen gewählt; die zweite, die

Abwanderung etwa die Hälfte der Bevölkerung (hier sind Kinder und andere nicht-berufstätige Familienangehörige mitgezählt); die Zahl derer, die die dritte Strategie, die der Umschulung gewählt haben, lässt sich kaum schätzen. Sie überschneidet sich vermutlich auch mit der zweiten Strategie. (Alle drei Strategien werden immer noch benutzt.)

Diese Strategien haben keineswegs für alle den gewünschten Erfolg gebracht. Ihr Scheitern führte (und führt) zur Deklassierung, zum sozialen Abstieg. Die eigene Position im sozialen Raum befindet sich dann unten. Das hat erhebliche Folgen für die Selbsteinschätzung und Selbstwahrnehmung und für die Wahrnehmung durch

andere. Die vorliegenden Daten lassen keine Schlüsse darauf zu, wie viele von diesem Schicksal betroffen waren.

Aus den Interviews ergibt sich, dass viele auch nach mehr als einem Jahrzehnt noch keine dauerhaft tragfähige Basis im beruflichen Bereich gefunden haben (17 von 28). Die Lösungen sind häufig zeitlich befristet oder instabil, dh., man weiß nicht, wie lange sie halten. Manche der Älteren trösten sich damit, es seien ja nur noch ein paar Jahre bis zur Rente, die Ungewissheit führt jedoch auch zu einer Inkonsistenz, zu einer Instabilität des eigenen Status. Verstärkt wird diese Tendenz noch, wenn zusätzlich Familienangehörige betroffen sind. Etwa, um ein Beispiel zu nennen, wenn die Männer den Winter über arbeitslos und zu Hause sind, und im Sommer dann weit entfernt arbeiten. Oder wenn Vater und Sohn im Westen arbeiten (an verschiedenen Orten), und das Familienleben sich auf gelegentliche Treffen beschränkt; oder wenn bei der Suche der Kinder nach einem gangbaren beruflichen Weg die Verbindung zu ihnen abzureißen droht. Von den beruflichen Schicksalen der einzelnen Mitglieder sind immer die Familien als ganze betroffen.

Die Position im sozialen Raum wird nicht nur durch die berufliche Stellung und das damit verbunden Einkommen definiert. Wichtig sind auch Familienzugehörigkeit, dh. auch die Zeit der Ortszugehörigkeit (je länger eine Familie am Ort lebt, desto größer ist in der Regel ihr soziales Prestige) und das eigene Engagement in der Gemeinde (ob in einem Verein, im Dorfgemeinschaftshaus, in der Feuerwehr, in der Gemeindevertretung oder wo auch immer.)

Äußerer Ausdruck der Position ist häufig Haus und Grundstück. Sie sind der im physischen Raum sichtbar gewordene soziale Raum. In den vergangenen anderthalb Jahrzehnten hat sich dabei das Verhältnis zwischen Mietwohnung (in den Wohnblöcken) und Eigenheim zuungunsten der Mietwohnungen verschoben. Vor 1990 war ihre Wertschätzung höher, weil sie häufig besser ausgestattet waren als die Katen. Das heißt, dass unter den damaligen Bedingungen der Unterschied zwischen dem Wohnen in einer Mietwohnung oder im (eigenen) Haus nicht unmittelbar Rückschlüsse auf die Position im sozialen Raum zuließ. Das hat sich geändert. Inzwischen finden sich die Positionen der Bewohnerinnen und Bewohner der Wohnblocks eher in der unteren Hälfte des sozialen Raums, und sie sind den Zumutungen der neuen Zeiten häufiger schutzlos ausgeliefert als andere, insofern nämlich, als sie durch Alter, fehlende Familienunterstützung, Krankheit, mangelnde berufliche Qualifikation und das, was sie manchmal „Schicksal“ nennen, weniger in der Lage sind, Strategien zu entwickeln, um ihre Situation zu verbessern. (Aus diesem Grund ist auch das Phänomen des Rückzugs bei ihnen stark ausgeprägt.)

In Haus und Hof wurden von vielen in letzten Jahren, das kann man leicht erkennen, beträchtliche Energien und finanzielle Mittel investiert. Alleine das zeigt ihre Bedeutung für die Position im sozialen Raum. Es handelt sich dabei – auch – um

Investitionen in die eigene Position. (Diese Investition hat vermutlich große Teile der noch aus DDR-Zeiten stammenden Sparguthaben verbraucht.) Ob es sich dabei um den Neubau eines Hauses oder um einen Hauskauf oder um einen Um- und Ausbau handelt, spielt keine Rolle. Man kann diese Investitionen auch als Kampf gegen die Deklassierung verstehen, oder, was dasselbe ist, als Versuch, den nunmehr gültigen Standard nicht zu verfehlen. „Dann haben wir hier ausgebaut und alles schön gemacht, wie es heute so ist“, heißt es in einem Interview. In diesem Nebensatz („wie es heute so ist“) kommt der stumme Zwang zum Ausdruck, der mit der Suche nach einer neuen Position im sozialen Raum verbunden ist. Man muss auch mithalten (und mithalten können), will man nicht absteigen. (Die anderen Bedeutungen eines Hauses: der Sitz der Familie; die eigenen vier Wände, in denen man sich wohlfühlt; der Ort, an dem die Kinder aufwachsen usw., gibt es natürlich auch. Sie hängen aber nicht von der Befolgung der Weisungsgebote irgendeines Standards ab.)

An Haus und Grundstück(sgröße) lässt sich die Position im sozialen Raum erkennen. Das funktioniert praktisch als Rückschluss vom Haus und vom Grundstück, das sich einer leisten kann, auf seine berufliche Stellung und das damit verbundene Einkommen („der muss Geld haben“, „die können sich mehr auch nicht leisten“). Man kann Haus und Grundstück auch benutzen, um die Position, die man hat oder anstrebt, sichtbar zu machen. Der mehr oder minder ostentative Konsum von Raum, der den Besitz sichtbar macht und damit die eingenommene oder beanspruchte Position innerhalb der Gemeinde, ist eine der Formen der Zurschaustellung von Macht überhaupt. (Deshalb gab es um die Gutshäuser herum immer auch einen möglichst großen Park, während die Tagelöhnerkaten auf ein Minimum zusammengeschachtelt waren.) Die Größe des zum Haus gehörenden Grundstücks ist um so wichtiger (oder sozial wertvoller), je näher am Zentrum das Grundstück sich befindet, je sichtbarer es also ist.

Man kann in der Gemeinde Borkow verschiedene soziale Haustypen unterscheiden: Es gibt einmal den Typus der relativ nahe beieinander und nur wenig von der Straße entfernt stehenden Häuser, deren Grundstücke sich hinter dem Haus erstrecken, also weg von der gemeinsamen Straße. Sie sind meist älter, und die hauptsächlichsten Renovierungsarbeiten (oder Umbauten) fanden im Innern der Häuser statt (außen meist nur Fenster, seltener die Dächer und noch weniger die Fassaden). Diese Häuser stehen zwar allein, aber in der Einheitlichkeit ihres Aussehens kommt eine nachbarschaftliche Gemeinsamkeit zum Ausdruck. Sie sind, könnte man sagen, angelegt auf eine Gleichheit unter den Nachbarn, und sie repräsentieren die mittleren Positionen im sozialen Raum (dies nur bezogen auf den Haustypus, erst einmal unabhängig vom beruflichen und sozialen Schicksal der Bewohner. Daten über Beruf und Einkommens- und Familienverhältnisse, das gilt auch für alle

anderen gleich zu beschreibenden Haustypen, sind nicht vorhanden oder nicht zugänglich. In einigen Fällen ließ sich die soziale Position – ungefähres Einkommen, Dauer der Ansässigkeit der Familie, Dichte des Beziehungsgeflechtes im Dorf – rekonstruieren. Die Ergebnisse stützen die Aussage, der Haustypus repräsentiere die mittleren Positionen im soziale Raum, wobei diese Positionen in einzelnen Fällen durchaus unsicher und vom Abstieg bedroht sein können.) Man findet diesen Haustyp vor allem in Hohenfelde, in Rothen und in Neu Woserin; in Borkow in der Dorfstraße, in Woserin in der Lindenstraße gegenüber der Kirche und in Schlowe gar nicht.

Zum zweiten Typus gehören die Häuser, denen man ansieht, dass das Allein-Stehen einer ihrer wesentlichen Zwecke ist. Die Sanierung bzw. Renovierung hat weit stärker als beim ersten Typus auch das Äußere des Hauses, also die soziale

Heute hören wir am eigenen Gartenzaun auf zu denken und fangen dann an, über den Gartenzaun hinweg den anderen anzubrüllen. Da hat man sich mit den Nachbarn in der Wolle. Da haben wir viele Beispiele.

Ansicht, einbezogen, Fassade, Türen, Wintergärten, Dachgauben, große Fenster und anderes mehr. Der Stil zeigt das Neue, also die neue Position des oder der Bewohner, ob es nun ein eher konventioneller oder ein eher ökologisch-alternativer Stil ist. Dieser Haustypus grenzt sich durch Stil, Gestaltung des Grundstücks und die Art des Zugangs ab, betont also die Unterschiede

zwischen sich und dem Rest. Dies gilt auch für manche am Rand gelegene Häuser, deren Zugänge durch Zäune, Tore, Buschwerk und ähnliches so gestaltet sind, das sie als Distanzierung wirksam sind. Eine Variante dieses Typs sind die Häuser, die noch zu DDR-Zeiten für die oberen Positionen im damaligen sozialen Raum gebaut wurden. Soweit sie nicht gründlich umgebaut und neu gestaltet wurden, ist bei ihnen die Distanzierung, das Setzen von Unterschieden, weniger stark ausgeprägt als bei der ersten Variante. Dieser zweite Haustypus repräsentiert die oberen Positionen im sozialen Raum (nicht alle Inhaber dieser Positionen, das muss gleich hinzugefügt werden, wohnen in solchen Häusern). Die aufwendige Gestaltung des Äußeren, die die finanzielle Potenz demonstriert, und die Distanzierung vom umgebenden Raum (was in der sozialen Praxis dasselbe ist), zeigen dies deutlich. Man findet diesen Typus in Schlowe, seltener in Borkow, Neu Woserin und Woserin. In Hohenfelde und Rothen gibt es ihn, bislang jedenfalls, nicht.

Der dritte Typus, die Wohnungen in den großen Blöcken, ist ein DDR-Produkt. Weiter oben habe ich den Abstieg dieses Typus bereits beschrieben. Dabei scheint es einen Unterschied zu geben zwischen links und rechts der Hauptstraße (wenn man Richtung Neu Woserin blickt). In den älteren Blöcken links der Hauptstraße ist die Fluktuation der Mieter geringer. Viele sind im Rentenalter und wohnen schon sehr

lange in ihrer Wohnung. Im Block rechts der Straße ist der Altersdurchschnitt der Mieter niedriger, die Fluktuation höher. Während in den älteren Wohnblöcken links der Hauptstraße seit 1990 durchschnittlich nur in jede zweite Wohnung neue Mieter einzogen, war der Wechsel im Block rechts der Hauptstraße im selben Zeitraum drei Mal so hoch: die 32 Wohnungen dieses Blocks sahen insgesamt 49 neue Mieter.³

Dieser Typus repräsentiert die unteren Positionen im sozialen Raum. (Auch hier gilt: Nicht alle, die diesen Positionen zuzurechnen sind, wohnen hier, und nicht alle, die hier wohnen, gehören zu diesen unteren Positionen.) Die Bewohner der Blocks sind stärker vom Fehlen der Versorgungs- und Dienstleistungseinrichtungen betroffen, und für sie sind die Chancen, ihre Situation zu verbessern, geringer.

Viele Aussagen in den Interviews legen den Schluss nahe, dass die Bedeutung der Zäune in der Gemeinde Borkow gewachsen ist. Nicht, dass man früher das Grundstück der Nachbarn nicht respektiert hätte. Aber man brauchte dafür seltener einen Zaun, und wenn es ihn gab, markierte er keine Unzugänglichkeit. Für die hatte man andere Mittel. Das neue Bedürfnis, das eigene Grundstück möglichst an allen vier Seiten einzuzäunen, bedeutet eine Abgrenzung. Der Zaun ist eine symbolische Grenzziehung, die sich vermutlich gar nicht in erster Linie gegen die Nachbarn richtet, sondern die eigene Position beschreibt. Die Nachbarn können dann Opfer dieser Positionsbeschreibung werden. (Man braucht natürlich auch einen Zaun, damit die Hühner nicht weglaufen oder die Hasen nicht den Salat fressen, aber die-

Heute hätte ich Angst. Früher brauchte man keine Angst haben. Das war so. Es ist ja auch vorgekommen, dass ich irgendwo im Wald ganz alleine war und habe da gearbeitet, weil die Kollegin krank war oder Haushaltstag hatte, hatten wir ja damals noch, einmal im Monat, also ich hatte nie Angst im Wald. Und nach der Wende, da hab ich mich bei jedem Knacken umgesehen. Da war das ein ganz anderes Gefühl.

Frage: Und woher kommt das?

Ich weiß es nicht. Es ist dieses Gefühl der Unsicherheit. Kriminalität gab es in der DDR auch. Ich weiß noch, in Sternberg wurde mal eine Frau umgebracht, und da haben wir, ich weiß nicht mehr, im Frauenbund oder so, diskutiert, ob man da in der Zeitung drüber schreiben soll oder nicht. Und dann wurde gesagt, um die Leute nicht zu verunsichern, wäre es doch besser, wenn man da nicht so groß drüber berichtet. Ich meine, alle wussten von dem Mord, aber es war nicht viel darüber in der Zeitung.

Früher, da bin ich alleine im Dunkeln durch den Wald gegangen, heute würd ich das nicht mehr machen.

³ Herzlichen Dank an die Stewo für diese Auskünfte.

ser Zaun ist hier nicht gemeint.) Die Zäune sind in der Praxis Teilungen des sozialen Raums. Dass ihre Wichtigkeit in einer Situation zugenommen hat, in der die Positionen im sozialen Raum neu bestimmt werden, ist einigermaßen plausibel. Man kann ihre Bedeutung jeweils abhängig von der sozialen Position derer beschreiben, die sie aufrichten, man kann sie also auf ihre Funktion im sozialen Raum hin analysieren.

Der Zaun ist eine Sicherheitsmaßnahme, in der sich die eigene unsichere und defensive Position ausdrückt. Das gilt vor allem für die unteren und mittleren Position im sozialen Raum, soweit sie Grundbesitz haben. Die eigene Position soll gesichert werden, indem der Raum, über den man verfügen kann, durch einen Zaun gesichert wird. Der Zaun ist in diesem Fall Ausdruck einer sozialen Angst. Als reale Sicherungsmaßnahme ist er irrational, weil kein Zaun wirklich schützt; er ist bloß das Zeichen einer Grenzsetzung. Dass diese Grenzsetzung notwendig erscheint, nicht bloß bei wenigen Einzelnen, sondern bei vielen, ist ein Zeichen für die Verunsicherung. Die aus der Unsicherheit folgende Abgrenzung trifft den Nachbarn, der in der gleichen Situation ist und vielleicht ähnlich reagiert. Wie viel Angst, Unsicherheit und Defensive in die Zäune verbaut wird, kann man sich in einem Gedankenexperiment klarmachen, das von einem gänzlichen Fehlen von Zäunen zwischen den Grundstücken in einem Dorf ausgeht. Unter welchen Voraussetzungen ist das möglich? Dass es keine Zäune gibt, heißt ja nicht, dass der Grenzverlauf zwischen den einzelnen Grundstücken unklar wäre. Man kennt die Grenzen, und man kennt sie genau. Aber man ist sich sowohl seiner selbst, und das heißt, der eigenen Position, als auch der des Nachbarn so sicher, die beiden Positionen stehen so wenig in Frage, dass sie eines demonstrativen Zeichens, eines Zaunes nicht bedürfen. Schweden kann da als Beispiel dienen; in Schweden sind Zäune fast unbekannt, und in diesem Fehlen, diesem Verzichten-Können auf Zäune, kommt sehr viel von dem zum Ausdruck, wie die Schweden ihre soziale Wirklichkeit handhaben. – Die Verunsicherung, die zu einer durch keinen realen Anlass begründeten Angst werden

Es gibt ja ein paar, bei denen geht es so:
So weit das Auge reicht, ist alles meins.
Und dann ein Zaun drum herum, damit
es jeder sieht.

den kann, ist, wie das beigefügte Zitat aus einem der Interviews zeigt, auch in anderen Bereichen wirksam. Der Zaun ist, salopp gesprochen, so etwas wie das Pfeifen im Walde des Sozialen. Und es wird in Borkow (wie anderswo auch) viel gepfiffen.

Es gibt eine andere Interpretation der Zäune, die sich ebenso nahe legt und möglich ist. (Und vermutlich sind in der Wirklichkeit die beiden Funktionen, die Zäune im sozialen Raum Borkows haben können, gemischt, wenn auch in je unterschiedlichen Mischungsverhältnissen.) Zäune grenzen den Bereich ab, über den man auf-

grund von Eigentumstiteln privat verfügt. Privatisierung ist ja die ideologische Matrix der vergangenen anderthalb Jahrzehnte. Zäune demonstrieren also das Private, das, von dem die anderen ausgeschlossen sind. Man hält sie sich durch die Zäune vom Leib. Das gilt auch für Nachbarn. Man braucht ein gutnachbarschaftliches Verhältnis nicht mehr, weil die eigene Position so stark ist, dass man ohne die ständige Pflege dieses Verhältnisses auskommt, oder jedenfalls auszukommen meint. Zäune kontrollieren den Zugang, sie legen praktisch fest, wer dazu gehört und wer nicht. Es geht in diesem Fall nicht um eine diffuse Angst, die einen Sicherheitsreflex auslöst, sondern um das Setzen von Unterschieden, die die eigene Position präsentieren. Je größer das Areal, das eingezäunt werden kann, desto größer der Anspruch auf eine bestimmte, nämlich dominierende Position im sozialen Raum und desto sichtbarer die Demonstration der eigenen, auf der Verfügung über den Raum gründenden Macht. (Der Vorfall, bei dem vor etwa einem Jahr in Woserin Zäune durchgeschnitten wurden, die das in der Dorfmitte liegende Grundstück abgrenzten und unzugänglich machten, lässt sich in dieser Perspektive auch verstehen als eine Art Protest gegen die Machtdemonstration des Einzäunens.) Es liegt nahe, diese Funktion von Zäunen dem vorher beschriebenen zweiten Haustypus und damit im wesentlichen den oberen Positionen im sozialen Raum zuzuordnen. Die räumliche Grenzsetzung ist dabei zugleich eine soziale (bei der oben beschriebenen Funktion ist sie eine individuelle.) In ihr und durch sie grenzt man sich nach unten ab (während der Zaun bei der ersten Funktion eher horizontal, also gegen Nachbarn in der gleichen Lage, eingesetzt wird).

An den Zäunen hängen auch viele der Nachbarschaftsstreitigkeiten, von denen in den Interviews berichtet wird. Die Berichte sind sehr zurückhaltend, es wird eher erwähnt, dass es diese Dinge gibt, als dass sie ein Einzelnen ausgebreitet werden. Wir haben auch nicht nach Einzelheiten gefragt. (Der Soziologe ist in der glücklichen Lage, sich darum nicht kümmern zu müssen, und schmutzige Wäsche ist soziologisch unergiebig.) Sie scheinen jedenfalls nicht selten zu sein. Ausgehend von den beiden Interpretation der Zäune, lassen sich diese Streitigkeiten zwei Typen zuordnen: Bei dem einen wird das verteidigt, was als Basis der eigenen Existenz absolut notwendig erscheint. Dass Kleinigkeiten ausreichen, um einen Streit auszulösen, zeigt, so verstanden, die Unsicherheit der jeweiligen Position der Streitenden und ihre daraus folgende Verunsicherung. Die Wut richtet sich gegen den drohenden Abstieg, der im – in welchem Maß auch immer tatsächlich vorgefallenen – Übergriff des Nachbarn fassbar zu werden scheint. Sie werden oft so erbittert geführt, weil jedes Nachgeben, selbst jede halbwegs vernünftige Lösung die eigene Schwäche offenzulegen droht. Beim zweiten Typus geht es im Streit darum, und das ist oft sein Ausgangspunkt, dem Nachbarn zu zeigen, dass er in einer unterlegenen Position sich befindet und sich deshalb, weil er sozial unterlegen ist, auch zu

fügen hat. Oder der Ausgangspunkt ist, dass sich einer gegen die Deklassierung zur Wehr setzt, die er in einer bestimmten Handlung spürt (das Gespür dafür ist meist sehr fein). Es ist also ein Streit in der sozialen Hierarchie, bei dem es um die Durchsetzung von beherrschenden Positionen und die Reaktion darauf geht.

Der soziale Raum

Der soziale Raum wird also ganz wesentlich bestimmt durch die Suche nach der neuen eigenen Position in ihm und den Auseinandersetzungen, die daraus folgen. Der Verlust der eigenen Position und die Suche nach einer neuen sind keine harmlosen Angelegenheiten. Es geht dabei immer auch um die eigene Existenz, genauer gesagt: in welcher Weise sie noch möglich ist und welche Form sie annimmt. Die widersprüchlichen Empfindungen, von denen viele berichten, resultieren aus dieser Situation. Man ist angewiesen auf den gemeinsamen sozialen Raum, und dies umso mehr, als die Suche nach der eigenen Position in ihm ja gelingen soll; man würde auch gerne teilhaben an ihm (mal mehr, mal weniger), doch zugleich ist er wie versperrt, weil nicht klar ist, von welcher Position aus man ihn betritt. Zugespitzt formuliert: Als wer begegnet man den anderen – wenn es eine intensivere Begegnung ist als das Sich-Grüßen im Vorübergehen? Die alten Positionen gelten nicht mehr, die neuen sind ungewiss und umstritten. Das trifft diejenigen stärker, die keine Möglichkeit haben, sich außerhalb des sozialen Raums, der Borkow ist, ein Umfeld zu schaffen. (Die Möglichkeit bemisst sich an den beruflichen Kontakten, den sozialen, kulturellen und kommunikativen Kompetenzen, der Einbindung in Verwandtschaften und, ganz schlicht: an der Mobilität. Ohne Fahrerlaubnis und/oder KFZ reduziert sich der begehbbare Raum auf die paar Schritte, die man eben gehen kann, da kann man ansonsten wollen, was man will. Auf die Frage, was denn für sie wünschenswert wäre, sagte eine ältere Frau: „eine kleine Verbindung zum Rest der Welt“.) Wer über diese Möglichkeit verfügt, kann sich erheblich unabhängiger fühlen von dem, was in Borkow geschieht; er oder sie ist darauf nicht oder zumindest nicht in derselben Weise angewiesen wie die, die keine andere Möglichkeit haben. Woraus ja nicht zwangsläufig folgt, dass bei ihnen kein Interesse an der Gemeinde und dem Leben in ihr vorhanden ist.

Das ist eine der wesentlichen Teilungen innerhalb des sozialen Raums Borkow. Auf der einen Seite diejenigen, die durch Beruf, Einkommen, Interesse und Kompetenzen, Verwandtschaft und Mobilität in der Lage sind, ihre Position durch Stützpfeiler außerhalb Borkows abzusichern; auf der anderen diejenigen, die diese Möglichkeit nicht haben. Die Gruppen stehen sich natürlich nicht in dieser hier zum Zweck der Darstellung gewählten Weise gegenüber, in der Realität ist es je nach Person ein

Mehr oder Weniger, ein Kontinuum, auf dem sich die Individuen verteilen. Je weniger zugänglich der soziale Raum ist, je weniger man sich mit ihm verbinden kann, desto stärker der Zwang, sich nach außen zu orientieren (ob es sich nun um den beruflichen, den sozialen oder den kulturellen Bereich handelt). Die Orientierung nach außen kann dazu führen, dass Borkow nicht mehr ist als der Ort, an dem man (mehr oder minder zufällig) Haus und Grundstück hat. Es ist schwierig, diese Absicherung durch eine Außenorientierung zu quantifizieren, also zahlenmäßig zu beschreiben. Man kann aber davon ausgehen, dass die Zugezogenen, eben weil sie von außen kommen, von dieser Möglichkeit stärker Gebrauch machen (durch berufliche Kontakte, Freunde aus den bisherigen Wohnorten, Familie usw.) In dieser Teilung wird die Entwertung des sozialen Raums, die Borkow während der vergangenen Jahre erlitten hat, sichtbar.

Eine andere Teilung des sozialen Raums ist die nach Einkommen und Vermögen. Dabei geht es neben dem individuellen Einkommen auch um das Familieneinkommen. Die Spanne zwischen oben und unten scheint nicht exorbitant zu sein, das Niveau insgesamt niedrig bzw. unterdurchschnittlich. Gleichwohl machen sich die Unterschiede bemerkbar und werden auch zur Geltung gebracht.

Eine dritte Teilung ist die nach dem familiären Umfeld. Der „Rückzug in die eigenen vier Wände“ hat die Bedeutung der Familie erhöht, nicht nur als Stütze oder Absicherung in schwierigen Zeiten. Es gibt Familien, die vertikal, über die Generationen hinweg, von den Oma bis zum Enkel, und horizontal, in der Einbeziehung von Onkeln und Tanten, einen beträchtlichen Umfang haben. Es gibt Familien, die aufgrund der Abwanderung oder aus anderen Gründen „geschrumpft“ sind. Und es gibt Alleinlebende. Alle drei Formen haben jeweils erhebliche Auswirkungen auf die Position im sozialen Raum.

VIII. Christoph Schützler : Soziologische Bestandsanalyse der Gemeinde Borkow

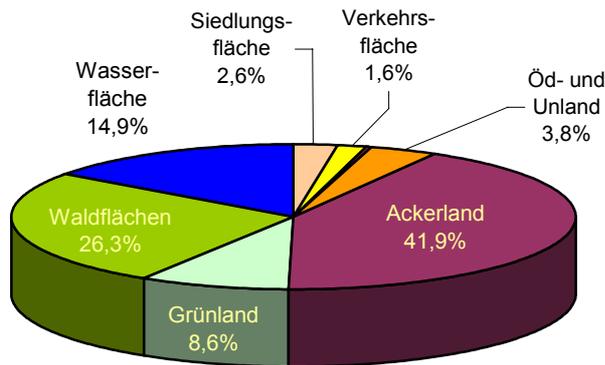
1. Einordnung

Die Gemeinde Borkow umfasst eine Fläche von 28,13 km² und befindet sich im Norden des Landkreises Parchim. Im Osten grenzt das Untersuchungsgebiet an den Landkreis Güstrow (Gemeinde Lohmen). Sie ist administrativ neben 6 weiteren ländlichen Gemeinden und der Stadt Sternberg dem Amt Sternberger Seenlandschaft zugeordnet.

Das Unterzentrum Sternberg mit 5.072 Einwohnern, zu dessen Nahbereich Borkow zählt, ist mit einer Entfernung von 10 Kilometern die nächstgelegene Stadt, die Kreisstadt Parchim ist von Borkow 32 km entfernt. Die Gemeinde Borkow ist relativ peripher gelegen und mit einer äußerst geringen Bevölkerungsdichte von knapp 20 Einwohnern je km² stark ländlich geprägt. Nach dem Regionalen Raumordnungsprogramm Westmecklenburg wird die Gemeinde aber nicht zu der Kategorie des besonders strukturschwachen Ländlichen Raumes gezählt.

Die Region gehört zur Landschaftszone „Höhenrücken und Mecklenburgische Seenplatte“, die sich als 20 bis 30 km breiter Streifen durch Mecklenburg erstreckt. Borkow wird angrenzend an das Sternberger Seengebiet der naturräumlichen Einheit Krakower Seen- und Sandergebiet zugeordnet und ist ebenso wie die Umgebung von einem hohen Seen- und Waldreichtum geprägt. Wald- und Wasserflächen haben mit 41% gegenüber dem mecklenburgischen Durchschnitt einen etwas überdurchschnittlichen Anteil. Die nördlichen Bereiche sind durch eine kuppig-wellige Grundmoräne geprägt, auf der Landwirtschaftsflächen dominieren. Der gesamte Süden der Gemeinde wird dagegen von einer zusammenhängenden Waldfläche eingenommen, die sich auf einem relativ ebenen Sander befindet.

Abbildung 1: Die Flächennutzung in der Gemeinde Borkow 2003



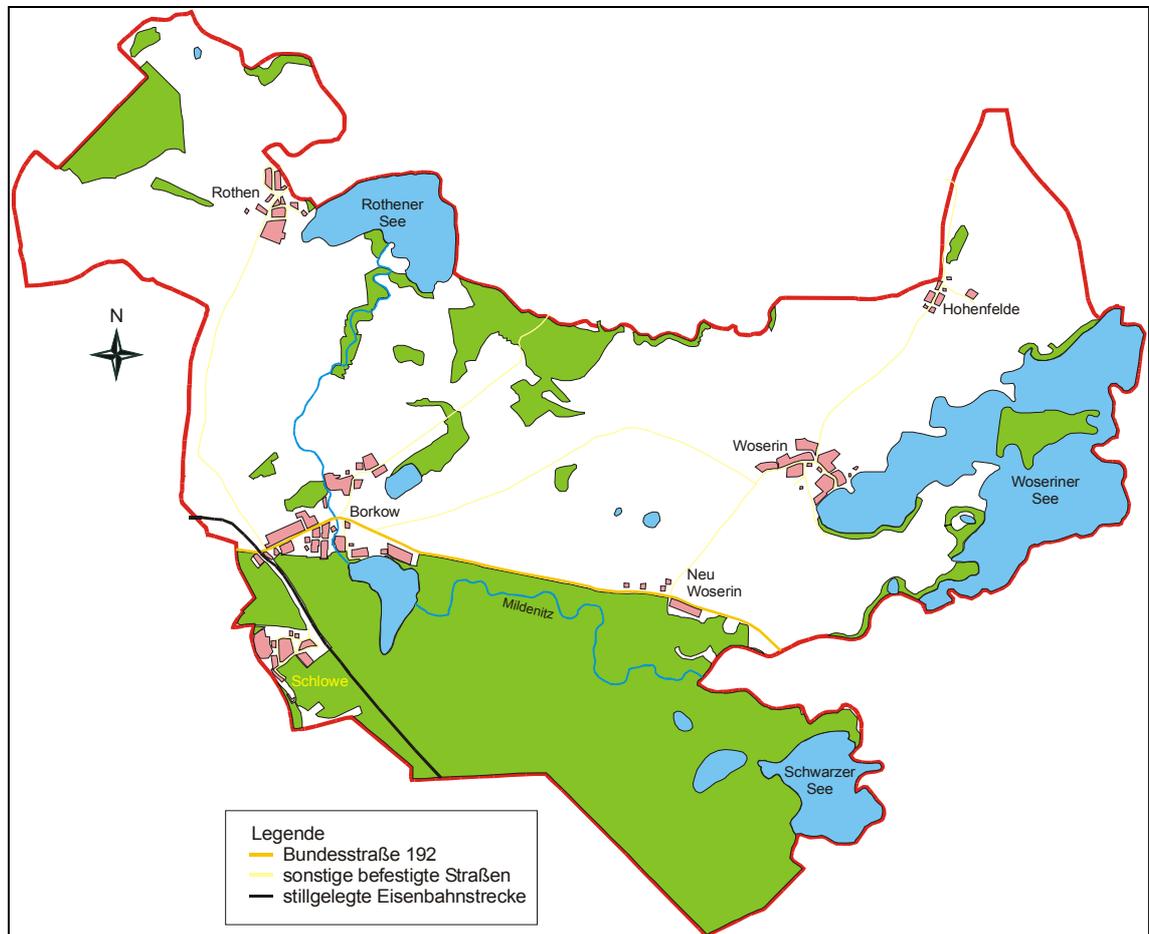
Siedlungsstruktur und Ortsbeschreibungen

Die Gemeinde setzt sich aus den sechs Ortsteilen Borkow, Rothen, Woserin, Neu Woserin, Hohenfelde und Schlowe zusammen. Die erste urkundliche Erwähnung Borkows ist auf das Jahr 1283 datiert, die des Ortsteils Woserin auf 1234. Neu Woserin wurde erst in den Jahren 1895/96 gegründet. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung lebt in Borkow, die übrigen Dörfer sind mit 28 bis 70 Einwohnern äußerst kleine Siedlungen.

Zum 31.12.1998 gab es in der Gemeinde 166 Wohngebäude, wobei es sich zu 91,6% um Ein- und Zweifamilienhäuser handelte. Die zu diesem Zeitpunkt insgesamt 237 Wohnungen umfassten 1.042 Räume, so dass je Einwohner durchschnittlich 1,8 Wohnräume zur Verfügung stehen.

Der Hauptort Borkow ist ein heterogenes Gutsdorf mit mehreren Siedlungsschwerpunkten. Entlang der Bundesstraße zieht sich eine weitläufige Straßenbebauung mit Einfamilienhäusern, Kleingärten, einem Landwirtschaftsbetrieb und 4 zwei- und viergeschossigen Wohnblöcken in Plattenbauweise. Ein weiterer ist außerhalb der eigentlichen Ortschaft gelegen. Direkt am Borkower See befindet sich ein durch die Mildenitz getrennter, zweiter Siedlungskern mit historischen Bauernkaten und Einfamilienhäusern neueren Baudatums. Östlich schließt sich das erschlossene, aber bisher unbebaute Wohngebiet „Möllenbarg“ an, das über 19 Bauflächen mit einer mittleren Grundstücksfläche von 625 m² verfügt. Der dritte Ortskern wird durch das Guthaus und zugehörige Gebäude, eine parkähnliche Anlage, eine kleine Kapelle sowie anliegende Gehöfte, Stall- und Landwirtschaftsanlagen gebildet. Ein Friedhof ist außerhalb der eigentlichen Siedlung gelegen.

Übersichtskarte Gemeinde Borkow



Kartengrundlage: Landesvermessungsamt MV CD-ROM TK 50 Stand 2004, neu erstellt

Der am Kleinpritzer See gelegene und von Wald umgebene Ort Schlowe trägt den Charakter eines Rundlings- bzw. Haufendorfes. Direkt am Seeufer befindet sich eine vom Dorf räumlich getrennte Ferienhaussiedlung mit einer größeren Finnhütte und zahlreichen Bungalows. Einzelne Backsteinscheunen und Bauernkaten sind die einzigen historischen Gebäude. Da Straßen und Gehwege vollständig erneuert und auch die meisten Wohnhäuser saniert sind, vermittelt die Siedlung einen sehr gepflegten Eindruck. Am Ortseingang befindet sich ein forstwirtschaftlicher Betrieb. Die Bedeutung des Ortes für die Erholung kommen in einer Reitanlage, einer Bade- stelle mit größerer Liegewiese und mehreren Wochenend- und Ferienhäusern zum Ausdruck.

In Woserin, ein typisches mecklenburgisches Guts- und Kirchdorf, überwiegt die historische Bausubstanz. Mit Ausnahme eines einzeln stehenden und nach ökologi- schen Gesichtspunkten errichteten Einfamilienhauses gibt es keine nach 1990 er-

bauten Gebäude. An der gepflasterten Dorfstraße sind Bauernkaten, Fachwerkhäuser und eine gotische Feldsteinkirche gelegen. Die Gutsanlage ist durch eine Grünfläche vom Dorf räumlich getrennt und befindet sich am Ufer des Woseriner Sees. Sie besteht aus zwei Nebengebäuden, die als Mehrfamilienhäuser genutzt werden und einem eingeschossigen, verputztem Gutshaus, das leer steht und von fortschreitendem Verfall bedroht ist. Ferner gibt es in dem Ort in Betrieb befindliche Stallanlagen; ein weiteres Landwirtschaftsgebäude ist ungenutzt.

Rothen ist ein Gutsdorf und verfügt ebenfalls über einen hohen Anteil historischer Gebäude, gleichzeitig gibt es aber auch mehrere Wohnhäuser, die nach 1990 errichtet bzw. umfassend saniert wurden. Das Gutshaus wird zur Zeit renoviert. In ihm werden auch Ferienwohnungen entstehen. Zur Anlage gehören zwei, Ende des 19. Jahrhunderts errichtete Backsteinscheunen; eine von ihnen, der ehemalige Kuhstall wird vom Verein Rothener Hof e.V. saniert und für kulturelle Zwecke genutzt. In Dorfrandlage befindet sich ein leerstehender und verfallener Stallkomplex mit mehreren Gebäuderuinen.

Die Ortsteile Hohenfelde und Neu Woserin sind die kleinsten Siedlungen. Letztere ist ein an der Bundesstraße gelegenes Straßendorf mit großflächigen Gehöften, die sich aus einer Häuserzeile sowie 4 einzeln stehenden Gehöften zusammensetzen. Das Dorf Hohenfelde wird im wesentlichen von 10 Neusiedlerhöfen gebildet, die Ende der 40er bzw. Anfang der 50er errichtet wurden.

2. Bevölkerung

2.1 Bevölkerungsentwicklung

1970 lebten noch 702 Menschen in den Dörfern der Gemeinde Borkow, bis 1981 hatte sich deren Bewohnerzahl auf 599 verringert.

Zwischen 1990 bis 1999 blieb die Bevölkerung der Gemeinde hingegen mit einer um die 580 bis 586 schwankenden Einwohnerzahl stabil. In den darauffolgenden 3 ½ Jahren verringerte sich bis zum 30.06.2003 der Bevölkerungsstand kontinuierlich auf 557 Einwohner, was einem Verlust von 4,1% (-24) gegenüber 1999 und mit 4,3% einem ähnlich hohen gegenüber 1990 entspricht.

Geburten und Sterbefälle

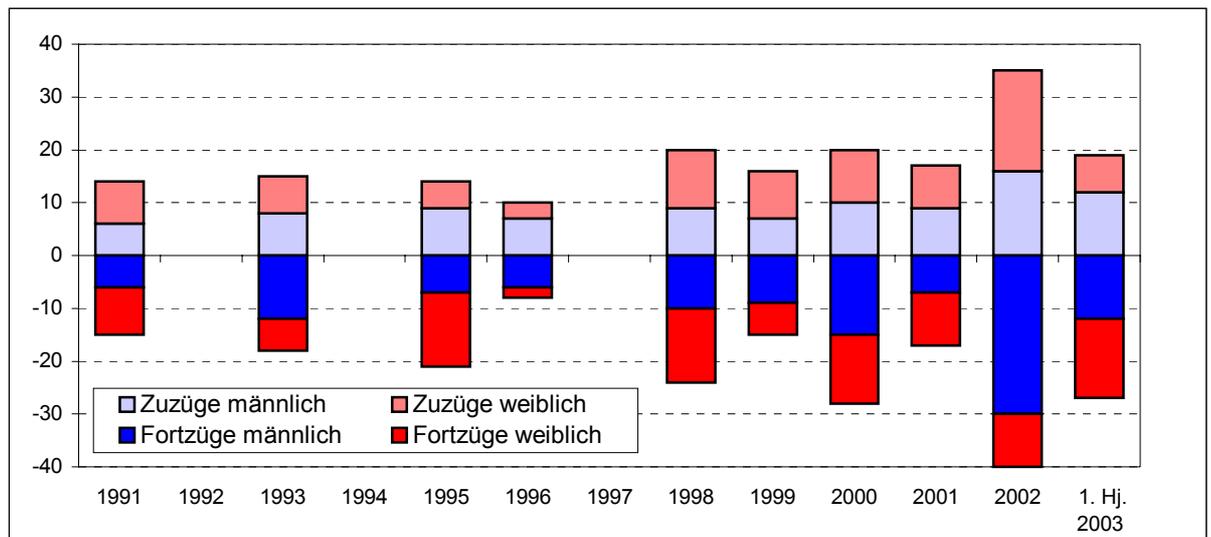
In der Gemeinde werden seit den 90ern alljährlich 3 bis 5 Geburten verzeichnet, woraus sich aber kein Trend ableiten lässt. Die Geburtenrate betrug im Jahr 2002

8,8 Geburten je 1.000 Einwohner und entspricht damit dem derzeitigen Geburtenniveau in Mecklenburg-Vorpommern. Die jährlichen Sterbefälle bewegen sich seit 1995 zwischen 2 und 8 Personen. Insgesamt ist die natürliche Bevölkerungsbewegung nur leicht negativ und bisher kaum für den derzeitigen Bevölkerungsrückgang verantwortlich. Mit dem kontinuierlichen Anwachsen älterer Altersgruppen wird aber künftig die Sterbeziffer steigen, so dass bei gleichbleibender Geburtenrate künftig ein Sterbeüberschuss zu erwarten ist.

Migration

Seit 1998 sind 26,5% (151 Personen) der damaligen Wohnbevölkerung aus der Gemeinde fortgezogen. Im Jahr 2002 und dem 1. Halbjahr 2003 ist ein deutlicher Anstieg der Ab- als auch Zuwanderungen gegenüber den Vorjahren zu verzeichnen, so wurden 67 Fortzüge in diesem kurzen Zeitraum registriert (ca. 12% der Bevölkerung).

Abbildung 2: Die Entwicklung der Wanderungsbewegungen 1991 – 2003 nach Geschlecht*



* Für die Jahre 1992, 1994 und 1997 liegen keine Daten vor.

Tabelle 1: Wanderungsbewegungen (01.01.2001 bis 30.06.2003)

	01.01.2001 – 30.06.2003		davon Frauen	
	Anzahl	je 1.000 Einwohner	absolut	Anteil
Zuzüge aus M/V	49	84,5	20	40,8%
Zuzüge aus anderen Bundesländern	20	34,5	12	60,0%
Zuzüge gesamt	69	119,0	32	46,4%
Fortzüge nach M/V	56	96,6	25	44,6%
Fortzüge in andere Bundesländer	28	48,3	10	35,7%
Fortzüge gesamt	84	144,8	35	41,7%
Wanderungssaldo	-15	-25,9	-3	

Bevölkerung in den Ortsteilen

Der Hauptort der Gemeinde verlor im Zeitraum 1990 bis November 2003 ausschließlich durch Fortzüge 18,2% seiner Einwohner, während alle anderen Ortsteile einen ausgeglichenen Wanderungssaldo aufweisen.⁴

Durch die Migrationsbewegungen der letzten 12 Jahre hat in den Dörfern ein Austausch der Bevölkerung stattgefunden. In den Dörfern Rothen und Schlowe sind Zugewanderte inzwischen in der Mehrheit. Von den 28 Einwohnern des kleinsten Ortes Hohenfelde sind hingegen noch $\frac{3}{4}$ entweder schon vor 1990 hier lebende oder seitdem dort geborene Menschen.

⁴ Quelle: Einwohnermeldeamt Sternberger Seenlandschaft. Für Rothen können aufgrund einer fehlerhaften Datenlage keine Aussagen vorgenommen werden.

Tabelle 2: Bevölkerungsentwicklung und -struktur
in den Ortsteilen der Gemeinde Borkow

		Gemeinde						
		Borkow	Borkow	Hohenfelde	Neu Woserin	Rothen	Schlowe	Woserin
Einwohner mit Hauptwohnsitz	01.01.1990		357	24	37		56	57
Einwohner mit Hauptwohnsitz	31.12.2002	548	292	28	43	70	55	60
davon Frauen		276	148	14	22	35	28	29
Einwohner mit Nebenwohnsitz	31.12.2002	41	14	2	3	4	12	6
Anteil		7,0%	4,6%	6,7%	6,5%	5,4%	17,9%	9,1%
Geburten	1990 bis 2002	60	26	4	6	13	4	7
Sterbefälle		43	20	3	3	9	3	5
Saldo		17	6	1	3	4	1	2
Zuzüge ges.	1990 bis 2002	243	125	7	17	35	33	26
Wegzüge ges.			197	4	14		35	25
Saldo				-72	3	3		-2
Bevölkerungsentwicklung	1990 bis 2002		-18,2%	16,7%	16,2%		-1,8%	5,3%
Alteingesessene	31.12.2002	305	167	21	26	35	22	34
Anteil		55,7%	57,2%	75,0%	60,5%	50,0%	40,0%	56,7%

* Aufgrund fehlerhafter Datenlage (Bevölkerungsstand 1990, Anzahl der Fortzüge) können zu der Bevölkerungsentwicklung in Rothen keine Aussagen getroffen werden.

Der Anteil Alteingesessener ergibt sich aus der Differenz zwischen dem aktuellen Bevölkerungsstand und den 1990 bis 2002 stattgefundenen Zuzügen. Die in dem Zeitraum Geborenen werden zu den Alteingesessenen / Einheimischen gezählt.

2.2 Bevölkerungs- und Altersstruktur

Die amtliche Statistik wies Ende November 2003 für die Gemeinde 552 Einwohner (30.06.03) mit Hauptwohnsitz aus. Zu diesem Zeitpunkt lebten hier nur drei Nicht-deutsche, was einem Einwohneranteil von 0,54% entsprach. Im Landkreis Parchim belief sich deren Anteil auf 1,5%. Der Bevölkerungsanteil der Einwohner mit Nebenwohnsitz beläuft sich mit 41 Personen auf einen Wert von 7,0% (31.12.2002).

Die ungefähre Haushaltsgröße lag 1998 bei 2,44 Personen je Haushalt⁵, womit in der Gemeinde zwar in einem stärkeren Maße Familienhaushalte wohnen als im mecklenburgischen Durchschnitt (2,18 Personen je Haushalt). Die mittlere Haushaltsgröße in Gemeinden mit weniger als 2.000 Einwohnern ist hingegen im Bundesland mit einem Wert von 2,54 Personen je Haushalt etwas höher.

Die altersstrukturelle Entwicklung war in den letzten Jahren wie im gesamten Bundesland von einer Zunahme älterer Bevölkerungsschichten bei einem gleichzeitigen Rückgang der Kinder und Jugendlichen gekennzeichnet. Das Durchschnittsalter erhöhte sich zwischen dem 31.12.1993 bis zum 31.12.2002 von 36,3 Jahren auf 42,5 Jahre.

Tabelle 3: Altersgruppen 1993 und 2002 im Vergleich

Altersgruppen	31.12.1993		31.12.2002		Entw. 1993 - 2002	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
Kinder unter 6 Jahren	44	7,5%	21	3,7%	-23	-52,3%
Kinder 6 bis <15 Jahre	101	17,3%	55	9,7%	-46	-45,5%
Jugendliche						
15 bis 25 Jahre	56	9,6%	91	16,0%	35	62,5%
Junge Erwachsene (25 bis <35 Jahre)	103	17,7%	38	6,7%	-65	-63,1%
Erwerbsfähige Bevölkerung (15 bis 65 Jahre)	368	63,1%	384	67,6%	16	4,3%
Rentner (>= 65)	70	12,0%	108	19,0%	38	54,3%
Insgesamt	583		568		-15	-2,6%

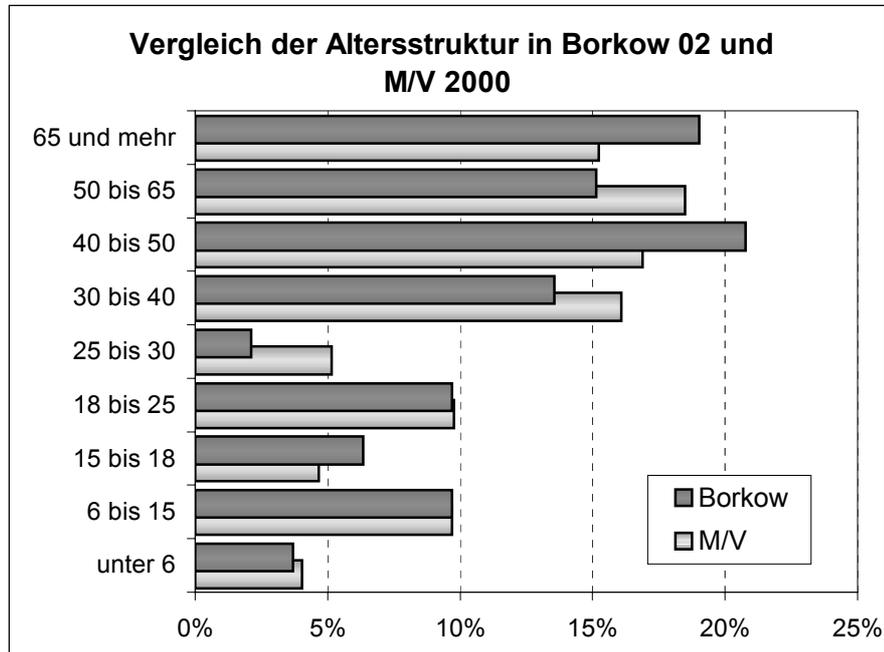
Die Altersgruppe der jungen Erwachsenen nahm mit 63% im letzten Jahrzehnt am stärksten ab, so dass diese inzwischen stark unterrepräsentiert sind. Die Altersgruppe der 22 bis 31-Jährigen umfasste Ende 2002 nur noch einen Bevölkerungsanteil von 3,9% (22 Personen).⁶ Diese Personengruppe war 1993 zwischen 13 und 22 Jahre alt und hatte damals noch einen Bevölkerungsanteil von 9,3% (54 Personen).

Diese altersstrukturellen Merkmale sind über den Vergleich der Altersgruppen mit Mecklenburg-Vorpommern in folgendem Diagramm nachzuvollziehen.

⁵ Errechnet aus der Bevölkerungs- und Wohnungszahl am 31.12.1998

⁶ Deutlich wird dieser Altersknick in der Bevölkerungspyramide 2002. (Anhang)

Abbildung 3



2.3 Geschlechtsspezifika

In den ländlichen Regionen Mecklenburg-Vorpommerns ist in den mittleren Jahrgängen ein deutlicher Männerüberschuss festzustellen. In Borkow sind die Jahrgänge bis 40 Jahre hingegen nicht männerdominiert, was für die ländlichen Regionen Mecklenburgs eher untypisch ist. Erst in der Altersgruppe der 40- bis 58-Jährigen ist ein höherer Männerüberschuss festzustellen, sie erreichen hier einen Anteil von 59%. In den einzelnen Ortsteilen ist das Geschlechterverhältnis weitgehend ausgeglichen (siehe Tabelle 2).

3. Soziales und Arbeitsmarkt

3.1 Ausgangssituation

Sozialhilfe und Einkommen

Am 31.12.1998 waren lediglich 7 Einwohner auf laufende Hilfe zum Lebensunterhalt angewiesen (12,0 HLU-Empfänger je 1.000 Einwohner). Diese äußerst geringe Sozialhilfequote ist für ländliche Regionen charakteristisch. Gleichzeitig empfingen 32

Personen Sozialhilfe in besonderen Lebenslagen, die einer Quote von 55,2 Empfänger je 1.000 Einwohner entsprachen.⁷

Im Jahr 1995 wurden 135 steuerpflichtige Personen registriert, die über durchschnittliche Jahreseinkünfte von 37.807 DM (19.330 €) verfügten. Neuere Zahlen liegen nicht vor.

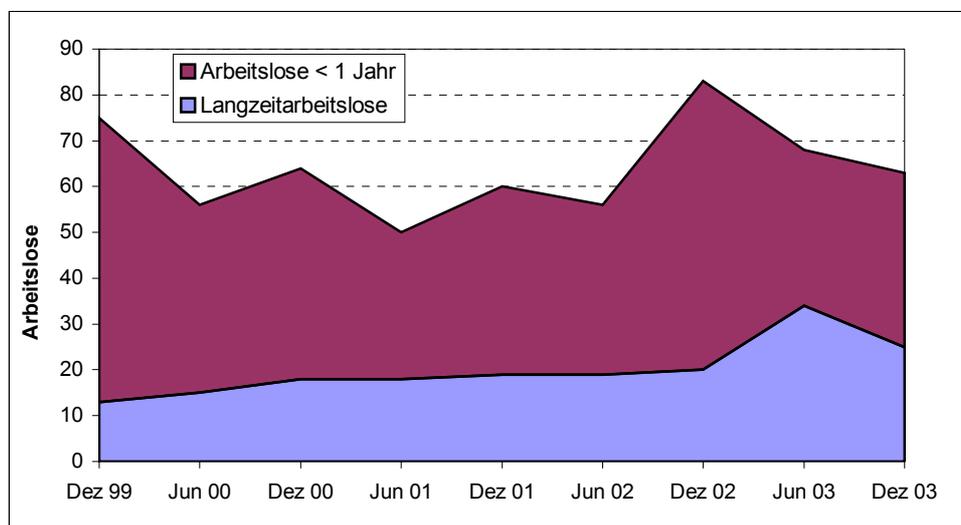
Arbeitslosigkeit

Am 31.12.2002 waren 21,6% der 15 bis unter 65-jährigen Bevölkerung (erwerbsfähige Personen) arbeitslos gemeldet. Die reale AL-Quote lag somit bei ca. 30%, da nur max. 75% dieser Altersgruppe zu den Erwerbspersonen zählen.

Die Arbeitslosigkeit ist den typischen, saisonalen Schwankungen unterworfen. Ende Dezember 2003 sank die Zahl der Arbeitslosen erstmals seit 1999 entgegen diesem Trend unter den Stand vom Juni 2003 ab.

Die Zahl der Langzeitarbeitslosen ist von einem tendenziellen Anstieg gekennzeichnet, Ende 1999 waren 13 Personen von dieser Lebenssituation betroffen, vier Jahre später hatte sich deren Anzahl fast verdoppelt. Mitte 2003 wurde mit 34 Langzeitarbeitslosen (50% der Gesamtzahl) der höchste Stand seit 1999 erreicht. Insbesondere Frauen waren von dieser prekären Lebenssituation betroffen (68%).

Abbildung 4: Entwicklung der Arbeitslosigkeit in der Gemeinde Borkow 1999 - 2003

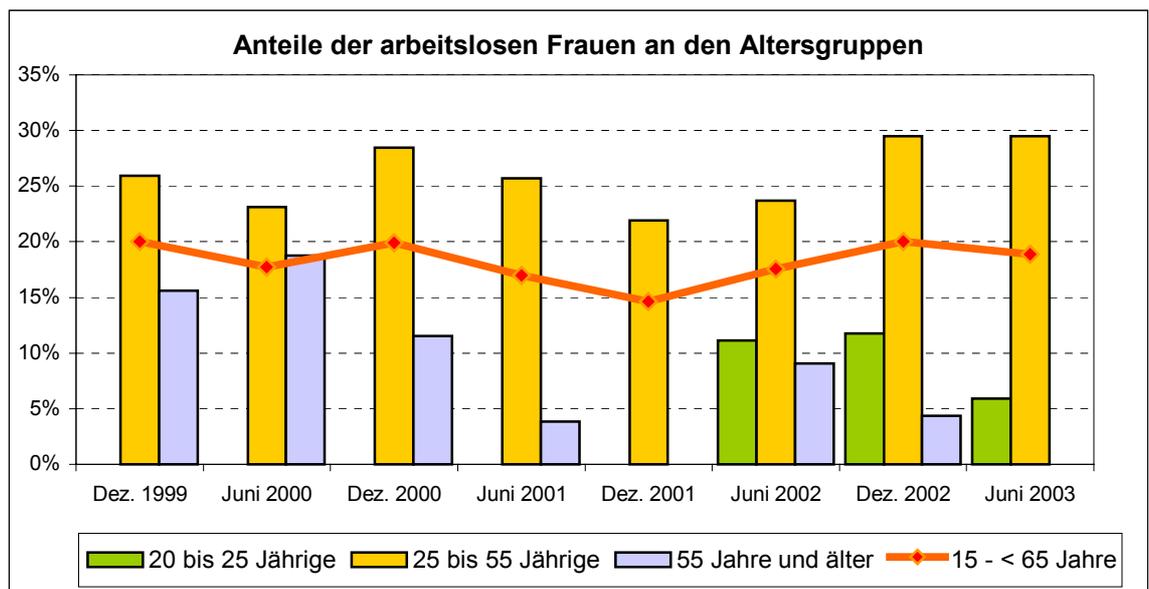


Das Ausmaß der Arbeitslosigkeit ist im Vergleich zwischen den Altersgruppen höchst unterschiedlich. Bei Frauen im Alter von 25 bis 55 Jahren ist eine andauernd höhere und relativ gleichbleibende Arbeitslosenrate zu verzeichnen, während bei

⁷ Von Seiten des Amtes Sternberger Seenlandschaft wurden keine aktuellen Sozialhilfedaten herausgegeben.

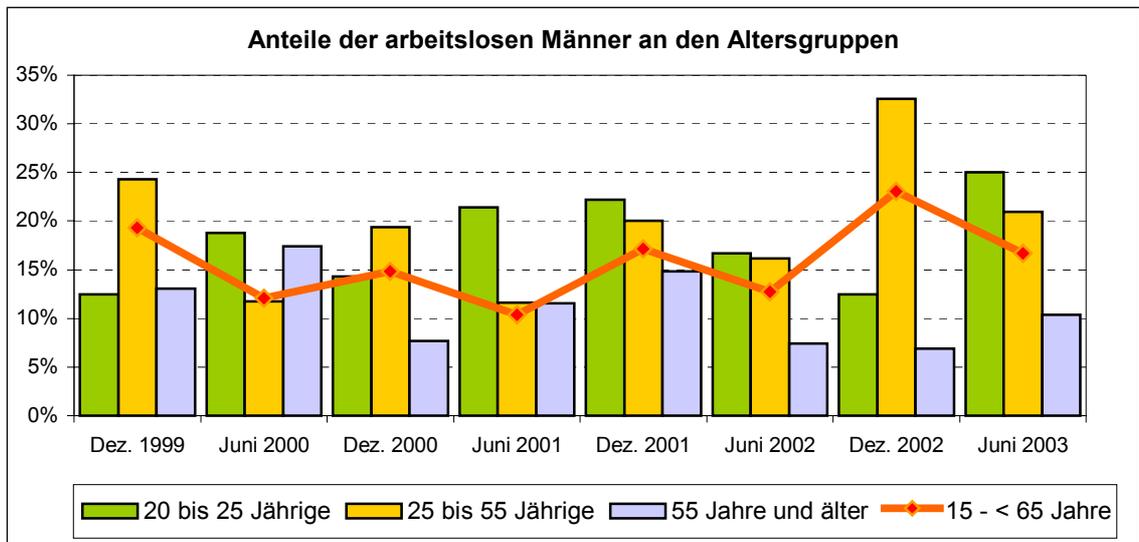
den Männern die Arbeitslosigkeit stärker von saisonalen Schwankungen abhängig ist. Im Sommer 2000 und 2001 waren bspw. etwas über 10% der Männer dieser Altersgruppe arbeitslos, während im gleichen Zeitraum dies für 23% bzw. 26% der Frauen zutraf. Weiterhin ist auffällig, dass im Jugendalter fast ausschließlich Männer von Arbeitslosigkeit betroffen sind.⁸ In der Altersgruppe der 55 bis unter 65jährigen ist seit Ende 1999 tendenziell eine Abnahme der Arbeitslosenrate zu verzeichnen, in besonders starken Maße unter den Frauen.

Abbildung 5



⁸ Bei der Altersgruppe der 20- bis 25Jährigen ist die Fallzahl zu berücksichtigen. Im Juni 2003 waren 4 männliche Jugendliche arbeitslos (Anteil 25%)

Abbildung 6



Beschäftigung

Am 30.06.2000 waren in Borkow 65 Personen sozialversicherungspflichtig am Arbeitsort beschäftigt. Ein Jahr später existierten in der Gemeinde noch 59 sozialversicherungspflichtige Arbeitsplätze, während sich bis zum 30.06.2002 mit 30 Beschäftigten die Zahl dieser Arbeitsplätze mehr als halbierte. Nur jeder 6. Arbeitsplatz wurde zu diesem Zeitpunkt von einer Frau eingenommen. Der größte Arbeitgeber ist mit der Hälfte der SV-pflichtig Beschäftigten die Landwirtschaft. In Unternehmen des Bau- und Gastgewerbes sind 6 bzw. 4 Personen beschäftigt, während andere Branchen kaum eine Bedeutung haben.

In der Gemeinde gab es am 30.06.2002 152 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte am Wohnort, die einem Anteil an den Erwerbsfähigen im Alter von 15 bis <65Jährigen von knapp 40% entsprechen. Da in der Statistik Beamte, mithelfende Familienangehörige und Selbständige nicht ausgewiesen werden, ist die reale Erwerbsquote höher als dieser Wert. Unter Berücksichtigung der 26 ansässigen Firmen und Unternehmen würde sich dieser Indikator auf ca. 46% erhöhen.⁹ Die Selbständigenquote beträgt in der Gemeinde ca. 14,6%, womit sie deutlich über dem Durchschnitt in Mecklenburg-Vorpommern liegt.

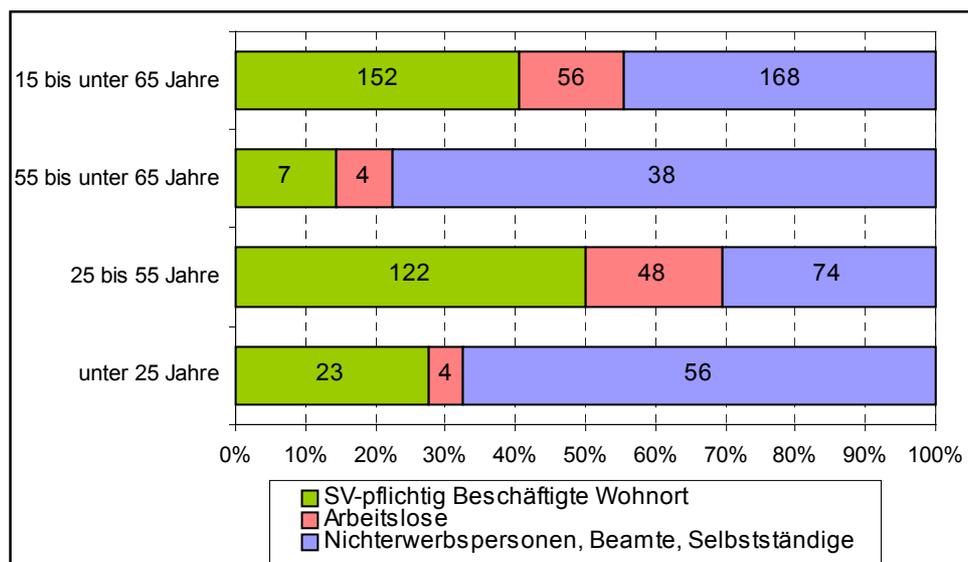
Mitte 2000 hatten in der Gemeinde noch 178 Personen eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung, die somit einen Rückgang von 14,6% aufweist. Die Beschäftigungsquote der Männer im erwerbsfähigen Alter erreicht 44%, während sie bei Frauen um 10% niedriger liegt und sie somit eine deutlich geringere Erwerbsbe-

⁹ Jedes Unternehmen entspricht bei dieser Modellrechnung einem selbständig Erwerbstätigen.

teilung haben. Auffallend ist ein mit 59% hoher Anteil von Arbeitern unter den Erwerbstätigen mit Wohnort in der Gemeinde Borkow; im Amt Sternberger Seenlandschaft beträgt deren Anteil knapp 53%.

Mitte 2002 wurden sieben 55jährige und ältere Arbeitnehmer (4,6%) in der Gemeinde Borkow erfasst. Ausschließlich der Arbeitslosen (n=4) waren schon ca. 62% dieser Altersklasse aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Der Anteil jugendlicher Beschäftigter unter 25 Jahre lag zu diesem Zeitpunkt bei 15,1%.

Abbildung 7: Erwerbsbeteiligung der Borkower Einwohner (Stand 30.06.2002)



Da in Borkow lediglich 30 Arbeitsplätze vorhanden sind, pendeln 91,4% der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten (n=139) aus der Gemeinde aus. Lediglich 13 Bürger der Gemeinde haben hier einen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz, darunter lediglich zwei Frauen. In der Nachbargemeinde Dabel ist die Auspendlerquote mit 72,6% deutlich geringer, während sie in Mustin (91%) und Hohen Pritz (95%) ähnlich hoch ist.

3.2 Infrastruktur – Versorgung und Bildung

Versorgung

Die Gemeinde Borkow war vor 1990 mit den wesentlichen Infrastruktureinrichtungen der Grundversorgung ausgestattet, die eine Poststelle, eine Arztpraxis, einen Friseur, Einkaufsmöglichkeiten in zwei Dörfern, eine Polytechnische Oberschule und einen Bahnhof umfassten. Der ehemalige Bahnhof in Borkow, über den bspw. eine Anbindung nach Berlin gegeben war, wurde 1992 geschlossen, der Schienen-

verkehr auf der eingleisigen Strecke wurde später ebenfalls eingestellt.

Die Versorgung der Gemeinde erfolgt über mobile Angebote (Zahnarzt, Friseur, Einkauf); in der Nachbargemeinde Dabel sind eine Apotheke, eine Arztpraxis und Einkaufsmöglichkeiten vorhanden.

Kindertagesstätten

Bis 1991 befand sich im Borkower Guthaus ein Kindergarten, in dem nach Aussagen der Interviewpartner 50 bis 60 Kinder betreut wurden. Derzeit besuchen 18 Kinder (Nov. 2003) Betreuungseinrichtungen außerhalb der Gemeinde. Da am 31.12.2002 in Borkow 21 unter 6jährige Kinder lebten, ist davon auszugehen, dass fast alle dieser Altersgruppe eine Kindertagesstätte besuchen. Die nächstgelegene Einrichtung ist in der Nachbargemeinde Dabel gelegen, aber auch nicht langfristig in ihrem Bestand gesichert.

Bildung

In der Gemeinde gibt es keine Bildungseinrichtungen, so dass die schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen die verbundene Haupt- und Realschule mit Grundschulteil in der angrenzenden Gemeinde Dabel und die weiterführenden Schulen in der ca. 10 km entfernten Kleinstadt Sternberg besuchen. Im laufenden Schuljahr 2003/2004 gehen 35 Schüler auf die Schule in Dabel, 13 auf allgemeinbildende Schulen in Sternberg, wo sich auch ein Gymnasium befindet.

Die Zahl der schulpflichtigen Kinder hat in den letzten Jahren kontinuierlich abgenommen. Gegenüber dem Schuljahr 1994/95, wo es noch 92 Schüler und Schülerinnen in der Gemeinde gab, hat sich deren Anzahl inzwischen halbiert.

4. Tourismus

4.1 Ausgangssituation

Das naturräumliche Potential ist durch ausgedehnte Waldflächen, hügelige Acker- und Wiesenlandschaften sowie zahlreiche Seen gekennzeichnet. Das Gebiet der Gemeinde liegt inmitten des im RROP¹⁰ ausgewiesenen Fremdenverkehrsentwicklungsraumes „Neukloster - Wariner- Sternberger - Goldbergger Seengebiet“. In der Nähe befindliche landschaftlich besonders attraktive Räume sind bspw. der Dobbertiner See, das Mildnitzdurchbruchstal und der Klein Pritzer See, der auch für den Wassersport genutzt wird. Touristische Zielpunkte der Umgebung sind u.a. die Städte Goldberg und Sternberg, das Kloster Dobbertin, der Slawische Burgwall Groß Raden und das Warnowdurchbruchstal.

¹⁰ Regionales Raumordnungsprogramm Westmecklenburg

4.2 Schutzgebiete

Der gesamte Süden und Osten gehören zum insgesamt 88 km² großen LSG Dobbertiner Seenlandschaft - Mittleres Mildnitztal. Lediglich das Gebiet zwischen Rothen und Borkow besitzt mit Ausnahme des Mildnitzlaufes keinen Schutzstatus. Der Woseriner, Schwarze und Rothener See zählen einschließlich der Uferzonen zu den Vorschlagsgebieten nach Artikel 3 und 4 der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie (FFH-Gebiete).

Im Südwesten der Gemeinde schließt sich der Naturpark Nossentiner-Schwintzer Heide an. An die Gemeinde angrenzend ist am südlichen Westufer des Woseriner Holzsees ein auf einem Endmoränenzug gelegener Altbuchenbestand auf einer Fläche von 45 ha als Naturschutzgebiet (NSG) „Kläden“ ausgewiesen. Unterhalb eines Steilhanges ist das NSG über einen Wanderweg teilweise zugänglich. Östlich an den Schwarzen See anschließend befindet sich das 116 ha große NSG „Kläden-Plage und Mildnitzdurchbruchstal.“ Bis zu 15 m tief hat sich der Fluss hier in die Endmoräne eingeschnitten. Die steilen Hänge des ca. 3 km langen Durchbruchtales sind mit naturnahen Rotbuchen bestanden. An der nördlichen Gemeindegrenze ist in der Gemarkung Mustin der Bolzer See als NSG festgelegt. Das Schutzgebiet hat eine Fläche von ca. 110 ha auf der sich eine Kormoran- und Graureiherkolonie befinden. Das den See umgebende Grünland wird extensiv bewirtschaftet. Ende März 2004 wurde vom Umweltministerium das Festsetzungsverfahren für den geplanten Naturpark Sternberger Seenlandschaft¹¹ eingeleitet, der eine Gesamtfläche von 53.700 ha in den Landkreisen Güstrow, Nordwestmecklenburg und Parchim umfassen würde und zu dem auch das Gebiet der Gemeinde Borkow gehören wird.

4.3 Wander-, Rad – und Reitwege

Vom Fremdenverkehrsamt sind für die Region Sternberger Seenlandschaft fünf Fahrradrouten mit 28 bis 40 km Länge ausgewiesen. Der in Sternberg beginnende, 34 km lange, regionale Radwanderweg „Zum Klein Pritzer See“ führt durch den Westen der Gemeinde durch die Orte Rothen, Borkow und Schlowe. In Wanderkarten ist zudem eine bei Schlowe beginnende und durch das Waldgebiet bis zum Schwarzen See führende Route aufgeführt. Dort schließt sich ein Wanderweg mit einem Naturlehrpfad durch das Mildnitzdurchbruchstal an. Dieses Gebiet verfügt über weitere ausgewiesene Wander- und Reitwege insbesondere in Richtung Dobbertin und zum Gardener See.

Die das Gemeindegebiet querende, stillgelegte Bahnstrecke wird seit 2004 zwi-

¹¹ Vorläufiger Titel, der endgültige Name ist derzeit noch strittig.

schen Karow und Borkow für den touristischen Draisinenverkehr genutzt. Die Mildenitz ist bei günstigem Wasserstand schon ab Goldberg mit dem Kanu befahrbar. Der Fluss trägt im Bereich des Durchbruchs durch den Endmoränenrücken den Charakter einer Wildwasserstrecke. Der Mildenitzlauf führt nordwestlich der Gemeindegrenze über den Rothener See weiter zum Wasserkraftwerk Zülow, über den Sternberger See bis in die Warnow, so dass neben Tagestouren auch mehrtägige Wasserwanderungen in der Gemeinde ihren Ausgangspunkt haben können. Zwischen dem Rothener See und dem Kraftwerk Zülow ist der Flusslauf auf ca. 200 Meter verrohrt, womit ein Umtragen der Boote erforderlich ist. Ein Wasserwanderplatz besteht auf dem Gebiet der Gemeinde Borkow bisher nicht.

4.4 Beherbergungskapazitäten

In der Gemeinde gibt es drei größere touristische Einrichtungen mit mehr als 9 Betten, die gewerblich betrieben werden.

Im Gutshaus Borkow befinden sich 7 Ferienwohnungen mit ca. 40 Betten des höheren Preissegments. Außerdem befindet sich in dem Ort eine Pension, die insbesondere Reisegruppen zur Zielgruppe hat, mit 24 Fremdenzimmern und ca. 45 Betten. Im Ortsteil Schlowe ist das Ferien- und Erholungszentrum (f.e.z) „Insel der Kormorane“ mit dreißig Bungalows und zwei Finnhütten gelegen, in denen jeweils 4 bis 6 Personen übernachten können. Vermietungen erfolgen sowohl an Einzelpersonen als auch an Gruppen mit bis zu 170 Personen. Die Einrichtung ist als Ferienlager für Kinder und Jugendliche konzipiert und wird vom Kinderring Berlin e.V. betrieben. Sie kann somit nur bedingt zu den vorhandenen Beherbergungskapazitäten gerechnet werden. Im Sommer werden seit 1999 in dem Ferienzentrum Workcamps bzw. Ferienlager mit Jugendlichen aus sechs europäischen Nationen und Vietnam, durchgeführt, bei denen sich mehr als 100 Jugendliche treffen.¹²

In den Ortsteilen Borkow, Hohenfelde und Schlowe werden durch private Anbieter insgesamt 12 bis 15 Fremdenbetten in Ferienhäusern und -wohnungen vermietet, die unter Ausschluss des Ferienlagers einem Anteil von 12% an allen angebotenen Betten entsprechen. Die Bettendichte ist in Borkow vergleichsweise hoch, was die Bedeutung des Tourismus unterstreicht. Sie erreicht in Borkow einen Wert von 18,3 Fremdenbetten je 100 Einwohner, womit sie fast doppelt so hoch wie im Durchschnitt des Bundeslandes ist (2002: 9,5 je 100 Einwohner), aber geringer als der mittlere Wert des Amtsbereiches Sternberger Seenlandschaft (23,0).

¹² <http://home.snafu.de/kinderring/schlowe.htm> / <http://www.kinderring-berlin.de> (27.02.2004)

Tabelle 4: Ferienwohnungen und –häuser in der Gemeinde Borkow

Ortsteil	Betreiber	Typ	Bettenanzahl	Wohnfläche	Preise (Saison)
Borkow	Gutshaus, gewerblich	7 Ferien- wohnungen	je 4 bis 8 ges. ca. 40	55 bis 90 m ²	285 - 450 € je Woche
Borkow	gewerblich	Pension	ca. 46, 2 EZ, 20 DZ, 2 App.	k.A.	20 – 25 € / Tag (mit Frühstück)
Borkow	privat	Ferienhaus	2	30 m ²	18 € / Tag
Schlowe	privat	Ferienhaus	4	50 m ²	35 - 40 € / Tag
Schlowe	privat	Ferienwohnung	2 + 1 Aufbet- tung	62 m ²	40 € / Tag
Schlowe	Kinderring Berlin e.V.	Ferienlager, 30 Bungalows	je 4 bis 6 ges. ca. 170		35 – 45 € je Bungalow
Hohenfelde	privat	Ferienhaus	4 + 2 Aufbet- tung	60 m ²	25 – 35 € / Tag
Gesamt			ca. 271 (ohne Ferienlager 101 Betten)		

Quelle: www.sternberg-mvp.de / Gastgeberverzeichnis Sternberg und Umgebung

In Borkow gibt es zwei Gaststätten, die sich direkt an der Bundesstraße befinden. In Schlowe ist am Badestrand ein in den Sommermonaten geöffneter Imbiss gelegen. Für Veranstaltungen / Feiern ist die Herberge in Borkow nutzbar. Weitere gastronomische Einrichtungen sind in der Gemeinde nicht vorhanden.

5. Wirtschaft und Gewerbe

In der Gemeinde Borkow gab es Anfang Dezember 2003 26 aktive Unternehmen, die sich nach Rechtsformen aus 18 Einzelpersonen, 4 GmbH's, 3 GbR's und einer GmbH & Co KG zusammensetzten, so dass lediglich 8 Firmen Beschäftigte haben.

Die Unternehmen setzen sich neben dem Landwirtschaftsbetrieb in Borkow im wesentlichen aus kleineren Firmen des Baugewerbes (Woserin, Neu Woserin), des Handwerks (Woserin, Neu Woserin, Borkow) und von Versicherungsdienstleistungen zusammen.

Ferner sind eine Außenstelle eines Schweriner Fischzuchtbetriebes in Woserin sowie eine kleine, als Familienbetrieb geführte Fischerei in Rothen zu erwähnen.

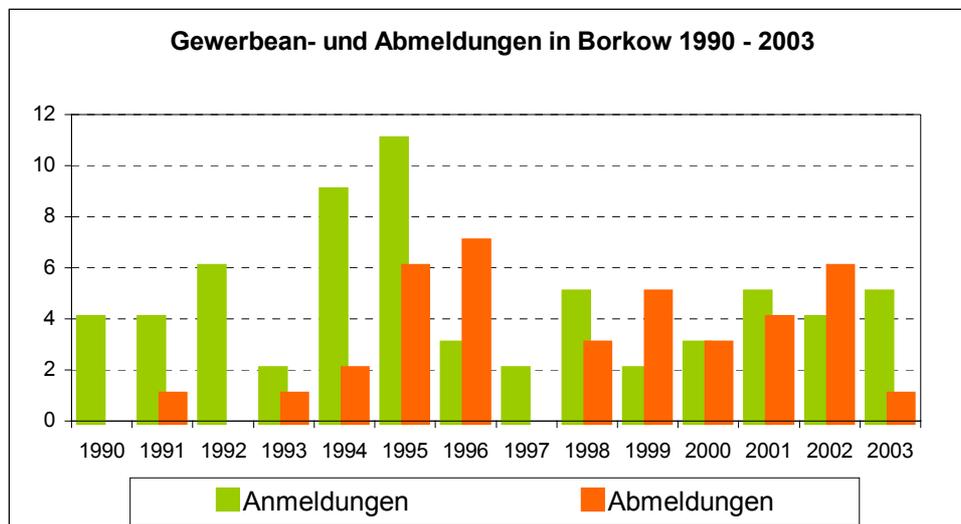
5.1 Kunsthandwerk

Schmiede/ Metallgestaltung in Rothen
Holzbildhauer und Töpferin in Woserin

5.2 Entwicklung

In der ersten Hälfte der 90er erfolgten in der Gemeinde zahlreiche Gewerbebeanmeldungen in Form von Neugründungen. Bis 1994 waren lediglich 4 Gewerbeabmeldungen zu verzeichnen, so dass der Gewerbebestand schon 1995 die aktuelle Zahl von 26 Unternehmen erreichte. Seitdem schwankt der Gewerbebestand zwischen 22 bis maximal 26 aktive Firmen. Seit 1996 wurden außerdem 23 Gewerbeummeldungen angezeigt.

Abbildung 8: Gewerbeentwicklung



5.3 Entwicklung in der Landwirtschaft

Vor 1990 war die KAP Mustin – Dabel – Borkow sowie die Tierproduktion Mustin der größte Arbeitgeber der Region, insgesamt 320 Menschen waren hier beschäftigt. In der gesamten Landwirtschaftsbranche waren in den drei Gemeinden Mitte 2002 noch 54 Personen beschäftigt, zur Hälfte in der Gemeinde Mustin.

6. Literatur und Quellen

- Amt Sternberger Seenlandschaft, Einwohnermelde- und Gewerbeamt, Ende 2003
- Bundesanstalt für Arbeit - Arbeitsamt Schwerin: Arbeitsmarktinformationen – Beschäftigte 2002
- Bundesanstalt für Arbeit - Arbeitsamt Schwerin: Arbeitsmarktinformationen – Pendlerbewegungen 2002
- Regionaler Planungsverband Westmecklenburg (Hg.): Regionales Raumordnungsprogramm Westmecklenburg, Schwerin 1996
- Stadtarchiv Sternberg: Redemanuskripte zu Dorfjubiläen in Woserin und Borkow. 1983 und 1984
- Statistisches Landesamt Schwerin: Datenauskunft Dez. 2003
- Statistisches Landesamt Schwerin: Gemeindedaten 1998
- Gemeinde Borkow: Vorbericht zum Haushaltsplan der Gemeinde Borkow für das Haushaltsjahr 2004, Borkow, Dezember 2003